

B 208,856 C

610.5  
G375

# Geschlecht und Gesellschaft

Illustrierte Monatsschrift für  
Sexualwissenschaft, Hygiene,  
Biologie und Menschenkunde

XIV. Jahrgang

Heft 2

Aus dem Inhalt:

Prof. Dr. Hans Licht:

Schamgefühl, Kleidung und Nacktheit  
bei den Griechen (Schluß)

Studienrat Gustav Jung:

Die Sittlichkeit deutscher Fürstinnen  
im frühen Mittelalter

Dr. A. Mißriegler:

Narkotika und Kultur

Hedwig Th. Winzer:

Zum Krebsproblem

Dr. Oskar Aust:

Die Pflicht gegen kommende Geschlechter

Betrachtungen und Kleine Mitteilungen:

Neue Theorien der Geschlechtsbestimmung

Bücherschau

**RICH. A. GIESECKE, DRESDEN-A. 24**

(Verlag für Menschenkunde und Sexualwissenschaft)

Preis des Einzelheftes Mk. 1.—.

# HANDWÖRTERBUCH DER SEXUALWISSENSCHAFT

Enzyklopädie der natur- u. kulturwissen-  
schaftlichen Sexualkunde des Menschen

herausgegeben von

**MAX MARCUSE / BERLIN**

Zweite, stark vermehrte Auflage mit 140 Abb. 1926. XII und 822 Seiten. 4°. RM 42.—, gebunden in blaugrünes lichtechtes Ganzleinen RM 45.— oder in 10 Lieferungen zu je RM 4.20 (in monatlichen — wöchentlichen Abständen je nach Wunsch) bei Verpflichtung zur Abnahme des ganzen Werkes.

Das Werk enthält 267 Artikel von 32 wohlbekannten Mitarbeitern.  
Lassen Sie sich ein Exemplar von Ihrem Buchhändler zeigen.  
Verlangen Sie ausführlichen Prospekt kostenlos!

---

---

**MARCUS & WEBER'S VERLAG / BONN**

## GESCHLECHT UND GESELLSCHAFT

Illustrierte Monatsschrift für Sexualwissenschaft.

Erscheint in monatlichen Heften von 3 bis 4 Bogen Umfang mit Kunstbeilagen.  
Bezugspreis halbjährlich Mark 5.50, Einzelheft Mark 1.—.

Geschlecht und Gesellschaft bietet sowohl dem Arzt, wie dem Naturforscher, dem Juristen, wie Staatsbeamten, dem Lehrer, wie dem Familienvater, dem Volkswirtschaftler und Volksführer ebenso wie dem denkenden Arbeiter und jedem Gebildeten reiche Unterhaltung und tiefgehende Belehrung in allgemeinverständlicher Form über alle Fragen der Menschenkunde im weitesten Sinne.

Der nunmehr zum Abschluß gelangte

### XIII. Band

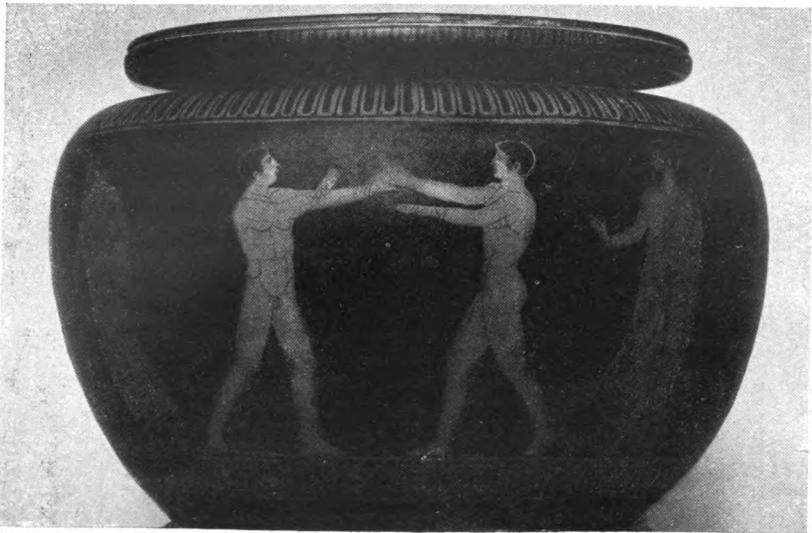
enthält auf 560 Seiten mit zahlreichen Abbildungen auf Tafeln und im Text eine ungemein reiche Fülle von Beiträgen aus allen Gebieten der Sexualwissenschaft und ihrer Grenzfragen, auf den Gebieten der Erziehung und des öffentlichen Lebens, sowie auch aus der Kultur- und Sittengeschichte. Neu eintretenden Beziehern kann daher nur empfohlen werden der vornehm in Ganzleinen gebundene Band zu dem mäßigen Preise von Mark 14.—.



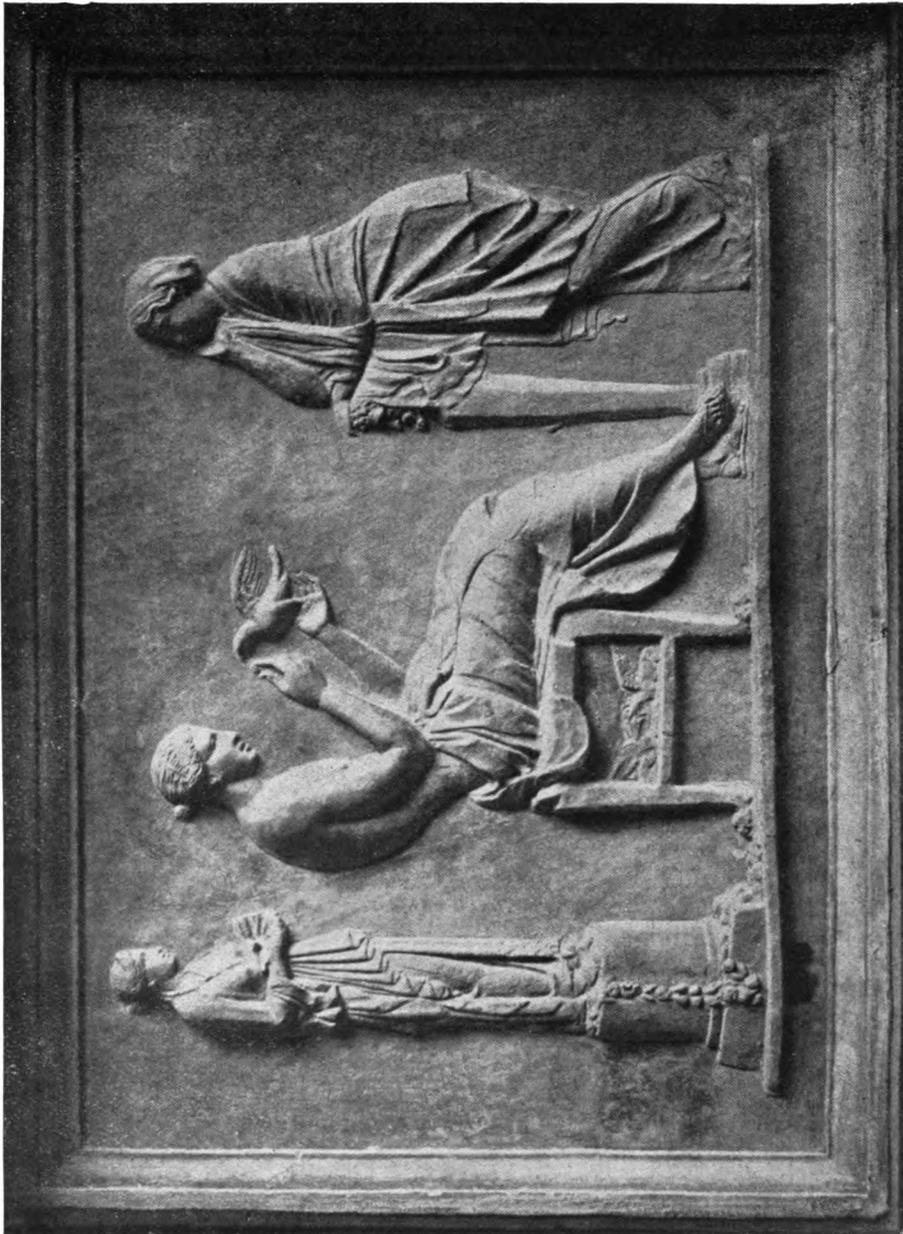
Aphrodite Kallipygos. Hellenistische Marmorskulptur.  
Neapel, Nationalmuseum.



Knabe mit Himation bekleidet. Rotfiguriges Vasenbild.  
Wien, Kunsthistorisches Museum.



Faustkämpfer mit Lehrmeister. Rotfigurige Malerei auf Weingefäß.  
Boston, Museum.



Junge Frau mit einem Vogel scherzend, hinter ihr Statue der Aphrodite, vor ihr phallische Herme.  
Neapel, Nationalmuseum.



Silen mit Thyrsosstäben. Tänzerin mit Tympanon (Handpauke). Italisch rotfiguriges Vasenbild.  
Berlin, Antiquarium.

# Schamgefühl, Kleidung und Nacktheit bei den Griechen.

Von Prof. Dr. HANS LICHT.

(Schluß.)

Die koischen Gewänder, die, wie wir sahen, nur eine Kleidung vortäuschen und die Körperformen nicht nur nicht verhüllten, sondern erotisch betonten, führen uns zu einer kurzen Besprechung der Rolle, welche die Nacktheit im Leben der Griechen gespielt hat.

Es ist eine ziemlich verbreitete Anschauung, die sich auch bei recht gebildeten Leuten findet, die mancherlei von der Antike wissen, ohne sich quellenmäßig damit beschäftigt zu haben, daß nämlich bei den Griechen die Nacktheit etwas ganz Alltägliches gewesen sei. Aber diese Annahme bedarf wesentlicher Einschränkung. Um der Frage auf den Grund zu kommen, muß man zwischen natürlicher und erotisch betonter Nacktheit unterscheiden.

Nun ist sicherlich richtig, daß die Griechen weit häufiger ganz oder teilweise unbekleidet sich in der Öffentlichkeit zeigten, als das etwa bei uns möglich wäre, und Wieland hat zweifellos recht, wenn er in seiner noch heute lesenswerten Schrift „Über die Ideale der griechischen Künstler“ behauptet, daß die griechische Kunst darum die Meisterschaft in der Behandlung des Nackten erreicht habe, weil den Griechen der Anblick des Nackten etwas Alltägliches war. Es heißt da bei Wieland: „Die Griechen hatten mehr Gelegenheit, mehr Freiheit, die Schönheit, die ihnen die Natur und ihre Zeit darstellte, zu beschauen, zu studieren, zu kopieren, als die neueren Künstler je gehabt haben. Die Gymnasien, die öffentlichen Nationalkampfspiele, die Wettstreite um den Preis der Schönheit zu Lesbos, zu Tenedos, im Tempel der Ceres zu Basilis in Arkadien, die Ringspiele zwischen nackten Knaben und Mädchen zu Sparta, in Kreta usw., der berühmte Venustempel zu Korinth, dessen junge Priesterinnen zu besingen selbst Pindar nicht errötet, die thessalischen Tänzerinnen, die an den Gastmahlen der Großen nackt tanzten —, alle diese Gelegenheiten, die schönsten Gestalten unverhüllt in der lebendigsten Bewegung, vom Wetteifer verschönt, in den mannigfaltigsten Stellungen und Gruppierungen zu sehen, mußten die Imagination der Künstler mit einer Menge schöner Formen anfüllen und durch Vergleichung des Schönen mit dem Schöneren sie desto fähiger machen, sich zur Idee des Schönsten zu erheben.“

Man sollte denken und hat es vielfach gedacht, daß also den Griechen die Nacktheit unter allen Umständen ohne Anstoß erschienen

sei. Das wird aber durch gewichtige Zeugnisse als irrtümlich erwiesen. Plato sagt ausdrücklich: „Es ist noch gar nicht lange her, daß es bei den Griechen, wie noch heute bei den meisten Nichtgriechen, als anstößig und lächerlich galt, wenn sich Männer nackt sehen ließen,“ und Herodot sagte dasselbe als Anschauung der „Lyder und der anderen Nichtgriechen“, ja er behauptet, daß es ihnen „als große Schande“ galt. Zur Bestätigung dieser Anschauung wird man sich schon auf das Beispiel des Odysseus beziehen dürfen, der schiffbrüchig und nackt an das Gestade der Phäaken angespült wird und als er in der Nähe Mädchenlachen hört, sich „mit der starken Faust aus dem dichten Gebüsch einen laubichten Zweig bricht, des Mannes Blöße zu decken“. An den Nationalspielen zu Olympia war es bis zur 15. Olympiade, d. h. 720 v. Chr. üblich, daß die Wettläufer nicht völlig nackt, sondern mit einem Schurz um die Hüften auftraten, wie Thukydides an einer bekannten und vielbesprochenen Stelle ganz ausdrücklich bezeugt. Nur muß man sich hüten, diese teilweise Verhüllung, die im ersten Augenblicke an den Greuel unserer Badehose erinnert, auf „moralische“ Gründe zurückzuführen, vielmehr ist sie ein Rest der durch den Orient beeinflussten Anschauung, wie sich aus den kurz vorher zitierten Stellen aus Plato und Herodot ergibt. Das folgt aber auch aus der Tatsache, daß die Griechen sich von der orientalischen Anschauung frei machten und von 720 an die Wettläufer und wohl auch die andern Kämpfer ganz nackt auftreten ließen. Sehr bald schon empfanden also die Griechen, das gesündeste und ästhetisch am meisten durchgebildete Volk, das bisher die Erde kennt, daß eine Verhüllung der Geschlechtsteile nur dann Sinn gehabt hätte, wenn man deren Funktionen moralische Minderwertigkeit zugeschrieben hätte. Aber gerade das Gegenteil war der Fall; weit entfernt, sich dieser Organe zu schämen, betrachteten die Griechen sie vielmehr mit einer Art frommer Scheu und erwiesen ihnen als den geheimnisvollen Trägern der Fortpflanzung, als den Symbolen der lebenserzeugenden unerschöpflich fruchtbaren Natur eine fast religiöse Verehrung. So muß man auch die Ausdrücke *αἰδοῖον* und *αἰδώς* verstehen, nicht als „Schamteile“, daß man sich ihrer zu schämen hätte, sondern die das Gefühl der *αἰδώς* erwecken, d. h. der Scheu vor dem unbegreiflichen Geheimnis und der frommen Verehrung vor der sich stets erneuernden Fortpflanzungskraft der Natur und der dadurch ermöglichten Erhaltung des Menschengeschlechts. So wurde der Phallos zum religiösen Symbol; der Phallosdienst in seinen mannigfaltigsten Arten ist die naive Verehrung der unerschöpflichen Fruchtbar-

keit der Natur und der Dank des natürlich empfindenden Menschen für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts.

Wie bei den Nationalspielen, so warf man auch bei den Leibesübungen alle Kleidung von sich. Damit wird nun freilich nichts Neues gesagt, und es erübrigt sich, diese allbekannte Tatsache durch Stellen aus der alten Literatur, deren man unzählige anführen könnte, zu belegen. Auch die zahllosen bildlichen Darstellungen, die Szenen aus dem Gymnasion zum Vorwurfe haben, also zumal die Vasenbilder, beweisen die völlige Nacktheit und fast noch mehr der Anstoß, den die etwas hausbackenen Römer der alten Zeit an dieser restlosen Entblößung nahmen, wie ein Vers des Ennius zeigt, den Cicero erhalten hat:

„Mit der öffentlichen Nacktheit nimmt die Schande ihren Anfang“.

Gingen doch die Römer so weit, daß sie es nicht für anständig hielten, wenn heranreifende Knaben mit ihren Vätern, Schwiegerväter mit den Schwiegereöhnen gemeinsam badeten. Plutarch bestätigt dies, fügt aber hinzu, daß sie sehr bald von den Griechen die unbefangene Auffassung des Nackten gelernt hätten und dann ihrerseits wieder den Griechen die Sitte vermittelten, daß Männer und Frauen gemeinsam badeten.

Den Frauen war im allgemeinen der Zutritt zu den Gymnasien verboten, zu den Nationalspielen nur teilweise gestattet. So hat Böckh glaubhaft gemacht, daß bei den Wettkämpfen der afrikanischen Griechenkolonie Kyrene Frauen zuschauen durften, und Pausanias sagt, daß man den unverheirateten Mädchen den Anblick der Olympiakämpfer nicht verboten habe. Auch hatte die Demeterpriesterin nach demselben Autor das verbriefte Recht, zuzuschauen, sie hatte sogar einen bestimmten Platz dazu auf den Stufen ihres aus weißem Marmor gebauten Altars. Die Philologen haben sich den Kopf zerbrochen, warum man zwar den Jungfrauen, nicht aber den verheirateten Frauen das Recht zugestanden habe, sich die Kämpfe der nackten Knaben und Jünglinge anzuschauen; mir kommt es vor, als sei das Problem sehr leicht zu lösen, wofern man nur daran denkt, daß die Griechen das schönheitsfreudigste Volk waren, das je existierte. Sie wollten sich eben an ihren Nationalfesten nur mit Schönheit umgeben, deshalb erlaubten sie den jungen Mädchen zuzuschauen, während sie die Frauen hübsch zu Hause ließen.

Übrigens wird das Gesagte nur für den dorischen Stamm gelten, von dessen freierer Auffassung ja schon früher mehrfach die Rede war: bei den manchmal etwas pedantischen Attikern mag es aller-

dings ausgeschlossen gewesen sein, daß Mädchen den Kampfübungen der männlichen Jugend zuschauten.

Die Dorier und zumal Sparta waren eben in jeder Beziehung vorurteilsfreier. Man hört spartanische Anschauung heraus, wenn Plato verlangt, daß Jünglinge und Jungfrauen unterschiedslos gymnastische Übungen betreiben, und zwar wie das damals eben selbstverständlich war, mit nackten Körpern; aber man begreift auch, wenn die damals zwar schon existierende, aber noch nicht dominierende Philisterhaftigkeit seine Vorschläge als unschicklich empfindet. Trotzdem wurde seine Forderung, unter den nicht dorischen Staaten wenigstens, von den Bewohnern der Insel Chios erfüllt, wo nach dem ausdrücklichen Zeugnis des Athenaios kein Mensch daran Anstoß nahm, in den Gymnasien dem Wettlaufen und Wettringen nackter Knaben und Mädchen zuzuschauen.

Von Sparta vollends wissen wir, daß dort die Mädchen ebenso sehr gymnastische Übungen trieben wie die Jünglinge; ob sie dabei vollkommen nackt oder nur sehr leicht bekleidet waren, ist von den Gelehrten alter und neuer Zeit ausführlich erörtert worden. Die Frage ist deshalb nicht mit Sicherheit zu entscheiden, weil das Wort *γυμνός* sowohl „nackt“ wie auch „nur mit Chiton bekleidet“ heißen kann. Sicher ist jedenfalls, daß die spartanischen Mädchen, wenn auch nicht vollkommen nackt, so doch jedenfalls so leicht bekleidet ihre Leibesübungen abhielten, daß die Moralhelden unserer Zeit aus dem Entsetzen nicht herausgekommen wären; auch ist es wohl mehr als wahrscheinlich, daß derartiges zu verschiedenen Zeiten mehr oder weniger verschieden gehandhabt werden mochte. Wenn man die ziemlich zahlreichen Stellen der alten Schriftsteller, an denen hierüber berichtet wird, unbefangen nachprüft, kann man nur an völlige Nacktheit denken, und so haben es auch die römischen Autoren, die der Sache doch immerhin noch wesentlich näher standen als wir, aufgefaßt, wenn sie von der *nuda palaestra*, der nackten Ringschule der spartanischen Mädchen sprechen, wie es z. B. Properz, Ovid, Martial nicht ohne vergnügtes Schmunzeln und unverhohlene Zustimmung taten. So ist es durchaus erklärlich, wenn der Ausdruck „sich dorisch benehmen“ mit „sich entblößen“ gleichbedeutend wurde, was ja auch dann stimmen würde, wenn die Mädchen die früher beschriebene leichte Alltagskleidung, dank derer sie als „Schenkelzeigerinnen“ von den übrigen Griechen nicht selten geneckt wurden, auch bei ihren Leibesübungen getragen hätten. Auch die Frage, ob bei den Übungen der so bekleideten, oder richtiger gesagt entkleideten Mädchen

männliche Zuschauer zugegen waren, wird sich nicht feststellen lassen, da auch hierin die Nachrichten sich zu widersprechen scheinen. Wenn z. B. Plutarch behauptet, daß diese Übungen der entkleideten Mädchen vor den Augen der Jünglinge stattgefunden haben, und zwar mit dem ausdrücklichen, gegen Plato polemisierenden Zusatz, daß dies erotische Gründe gehabt habe, nämlich die heiratsfähigen Jünglinge zur Eheschließung zu ermutigen, so widerspricht dem, daß Plato einmal ausdrücklich sagt, es habe in den spartanischen Turnhallen der Grundsatz gegolten: „Zieh dich aus und turne mit oder mache, daß du fortkommst“, womit also das den Römern so anstößige Herumtreiben müßig gaffender Zuschauer ausgeschlossen gewesen wäre.

Daß trotz der völligen Entblößung in den Gymnasien auf Anstand und Zucht gehalten wurde, geht aus einer Stelle des Aristophanes hervor:

„Auf dem Turnplatz dann, wenn die Knaben zu ruhn, in den Sand hin saßen, so mußten Sie die Bein' ausstrecken, um schamhaft nichts die draußen erblicken zu lassen, Und standen sie auf, so verwischten sie gleich in dem Sande die Spur, zu verhindern. Daß Liebenden nicht der Natur Abbild unreine Begierden erregte. Dann salbte da auch kein Knabe sich je bis über den Nabel herunter: Es umblühte darum ein gekräuselter Flaum ihm die Scham wie ein reifender Pfirsich.“

So waren die griechischen Gymnasien nicht nur Schulen des Anstands sondern auch Orte, an denen das schönheitstrunkene Auge der Hellenen täglich die Herrlichkeit des Menschenleibes genießen konnte. Man wird sich unschwer ausmalen können, zu welcher herrlichen Gestalten durch die beständigen körperlichen Übungen die Knaben und Jünglinge sich entwickeln mußten, und welche Fülle von Schönheit sie in den lebendigsten, immer wechselnden Stellungen dem Auge darboten. Daher dienten die griechischen Gymnasien und Palästen nicht nur den eigentlichen Leibesübungen, sondern man suchte sie auch auf, um viele Stunden des Tages dort zu verbringen und beim Anblick der höchsten Schönheit zu verplaudern.

Nicht leicht zu entscheiden wäre die Frage: Haben die Griechen in der künstlerischen Darstellung des unbekleideten Menschenleibes deshalb die erste Meisterschaft erreicht, weil sie so oft Gelegenheit hatten, vollendet schöne Menschen nackt zu sehen, oder hatten sie deshalb solche Freude am nackten Menschen, weil ihr Auge durch die Kunst für das Wunder des unbekleideten Menschenleibes empfänglich und verständnisvoll geworden war? Zwischen beiden Tatsachen wird eine harmonische Wechselwirkung bestanden haben; durch die Kunst wurde die Freude an der Nacktheit erhöht, und die vielfachen

Gelegenheiten, ideal schöne Menschen nackt zu sehen, mußte befruchtend auf die Kunst zurückwirken.

So wird es nicht wunderbar erscheinen, daß die fast unbändige Freude der Griechen an körperlicher Schönheit zu der überall beliebten Einrichtung der Schönheitswettkämpfe führte. Die meisten kennen wir aus Athenaios, der sie leider nur kurz erwähnt, sich aber darüber ausführlich ausspricht, welche Preise den siegreichen Mädchen zuerteilt wurden, womit wir aber unsere Leser nicht ermüden wollen. Jedenfalls waren diese Wettkämpfe mit einer mehr oder weniger vollständigen Entblößung der um den Preis ringenden Mädchen verbunden.

Göttinnen selbst hatten für solche Schönheitswettkämpfe das erlauchte Beispiel gegeben: Hera, Pallas Athene und Aphrodite stritten sich, wer von ihnen die schönste sei, und Vater Zeus hatte in seiner Weisheit das Urteil darüber von sich abgewälzt und dem trojanischen Prinzen Paris überlassen. Tausendmal ist dieser Schönheitswettkampf in Literatur und Kunst alter und neuer Zeit dargestellt worden, am neckischsten von Lukian und am pikantesten von Wieland in seinen „Komischen Erzählungen.“

Diesen berühmtesten aller Schönheitswettkämpfe stellte man, wenn auch freilich erst in späterer Zeit auch auf der Bühne mit allem Raffinement erotischer Nacktheit dar.

Daß die Griechen Schönheitswettkämpfe unter Jünglingen gekannt haben, ist bei ihrer männlichen Einstellung an sich schon wahrscheinlich genug, wird aber von Athenaios wenigstens für Elis ausdrücklich bezeugt; die Prämierten wurden unter anderem auch dadurch ausgezeichnet, daß man ihnen gewisse gottesdienstliche Funktionen übertrug. Auch bei dem Feste der Panathenaien wurden die Jünglinge der verschiedenen Phylen nach ihrer körperlichen Schönheit und Gewandtheit für den Fackellauf ausgewählt.

Daß man bei privaten Festlichkeiten nackte oder in koischen Gewändern die erotische Wirkung der Nacktheit noch steigernde Flötenspielerinnen auftreten ließ, wurde schon früher bei Erwähnung des von Hippolochos geschilderten Hochzeitsmahles gesagt. So wurden zu Schmausereien und Trinkgelagen nackte Mädchen oder je nachdem auch nackte Knaben hinzugezogen, um die Wirkungen des Weines zu steigern und nicht nur dem Bachus, sondern auch dem Amor zu huldigen. Anaxarchos, der Günstling Alexanders des Großen, liebte es, sich von einem schönen, nackten jungen Mädchen den Wein einschenken zu lassen. Wie der Stoische Philosoph Persaios, der

Vertraute des Königs Antigonos, erzählt, fand einst beim Könige ein Gelage statt, bei dem man sich anfangs sehr ernst und wissenschaftlich unterhielt. „Als aber das Zechen schärfer wurde, kamen unter anderem Belustigungen auch thessalische Tänzerinnen in den Saal, die, abgesehen von einem Gürtel, splitternackt tanzten, was den Gästen so ausnehmend gefiel, daß sie entzückt ihren Beifall äußerten, von ihren Sitzen aufsprangen und den König glücklich priesen, daß er sich immer solche Augenweide leisten könnte.“ Bei der schon erwähnten Hochzeit traten auch nackte Akrobatinnen auf, die mit blanken Schwertern gefährliche Kunststücke vollführten und Feuer spieen. Daß derartiges nicht selten war, sondern zumal in der hellenistischen Zeit sich allgemeiner Beliebtheit erfreute, beweisen zahlreiche Vasenbilder, auf denen solche Künstlerinnen entweder ganz nackt oder nur mit einem Schurze bekleidet dargestellt sind.

## Die Sittlichkeit deutscher Fürstinnen im frühen Mittelalter.

Von Studienrat GUSTAV JUNG.

Während der gewaltigen Unruhen der Völkerwanderung hatten mannigfache Umstände, die sich in ihrer Wechselwirkung geltend machten, den Anlaß zu jenen Völkerbünden gegeben, die nunmehr an die Stelle der einzelnen Stämme treten. Die unermeßliche Bedeutung der sozialpsychologischen Entwicklungsprobleme, die in neuerer Zeit ein so bedeutender Historiker wie Lamprecht in glänzender Weise besonders nachdrücklich betont hat, soll nicht im mindesten verkannt werden. Wenn nun hier die Persönlichkeiten bestimmter mehr hervortretender Frauen beleuchtet werden, so besteht durchaus nicht die Absicht, einen vom wissenschaftlichen Standpunkte ungehörigen Nachdruck auf die einzelne Erscheinung zu legen. Allein für die hier behandelte Zeit fließen die Quellen oft nicht derartig, daß sich uns das sittliche Wesen des Weibes voll erschlösse. So mögen die folgenden Ausführungen, wenn nicht immer als typisch, so doch im großen ganzen als nicht unwesentlich betrachtet werden, das Bild des Weibes farbiger zu gestalten.

Die germanischen Weiber der aus den Wirren hervorgegangenen Reiche verfügten im allgemeinen über einen rauhen und starken Charakter, der nicht selten die Merkmale der Härte und Gefühlslosigkeit aufwies.

Diese Eigenschaften fehlten auch nicht den Ostgotinnen; unter ihnen ragt die reichbegabte, hochgesinnte Tochter Theoderichs, Amalasintha, am meisten hervor, auf deren sittliches Leben bei manchen Schwächen keine eigentlichen Schatten fallen.

Die Töchter der schamlosen Romilda, der Gemahlin des langobardischen Herzogs Gisulfus, legten sich rohes Hühnerfleisch zwischen die Brüste, um durch den fauligen Geruch des verwesenden Fleisches ihre Keuschheit vor den wollüstigen avarischen Barbaren zu bewahren.

Als ein Beispiel germanischer jungfräulicher Zucht und Sitte wird Theudelinda, die Tochter des Bayernherzogs Garibald I., gerühmt. Feine, echt weibliche Zucht vereint sich mit edler Freimütigkeit, die aller heuchlerischen Prüderie bar war.

Die Vorzeit hatte Blutschande im geschlechtlichen Verkehr gekannt. Bei den heidnischen Germanen waren wohl alle Ehen, außer denen zwischen Eltern und Kindern, gestattet, bis allmählich das Verbot der Verwandtenehe mehr und mehr aufkam. Trotz allerlei Sittenverfehlungen werden auch treffliche Beispiele von sittigen Frauen erwähnt. So rühmt der Chronist der Gemahlin des langobardischen Herzogs Pemmo Sittsamkeit, Demut, Schamhaftigkeit und Keuschheit nach. Der Mangel äußerer Schönheit vermochte nicht das eheliche Glück zu trüben. (Pauli Historia Langobardarum VI, 26, S. 224.) Eine andere Vertreterin deutscher Weibesucht führt uns Fredegar in Gundiperga, der schönen Gattin des Königs Charoald, vor, die voll Entrüstung dem begehrliehen Adalulf ins Gesicht spuckte. (Ebenda.) Eine rührende Gestalt tritt uns in dem schönen Weibe des Gesandten Nannigo entgegen, das der langobardische Fürst Sighart in Abwesenheit des Gatten mit Gewalt seinen Wünschen untertänig machte. Seitdem legte die Trostlose allen Schmuck ab, kleidete sich in schlechte, schmutzige Gewänder, unterließ das Waschen und Salben und schief auf nackter Erde, bis Nannigo heimkehrte. Ihre erste Bitte an den Gemahl war, sie mit dem Schwerte zu töten, da sie ihrer Ehre beraubt wäre. Nannigo gelang es allerdings, durch Zwang die Trostlose am Leben zu erhalten, allein das Herz jenes Weibes war gebrochen, und kein Lächeln kam auf ihre Züge. (Monumenta Germ. [Pertz V, 500.] Chronic. salernit., c. 65.)

Im Reiche der Franken berührt uns nach den mit gewisser Vorsicht zu benutzenden Quellen sympathisch die Gestalt der burgundischen Prinzessin Chrodechilde, deren verehrungswürdigen

Wandel Gregor von Tours (Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit) aufs nachdrücklichste feiert. Ähnliches weiß man Radegunde nachzurühmen, die wegen der Ungerechtigkeit ihres Gatten das weltliche Gewand ablegte. (Ebenda VIII, S. 149, 2. Aufl.) Desgleichen mag auch Balthilde, die tugendhafte Gattin des lasterhaften Chlodowech II., genannt werden.

Wenn nun aber die Beispiele zeigen, daß germanische Frauentugend niemals verging, so war sie doch in den wilden Zeiten durch Gewalt bedroht.

Im Jahre 568 eroberten die unter König Alboin eindringenden Langobarden größtenteils Italien. Kurz zuvor hatte er gegen das Volk der Gepiden in siegreichem Kampfe ihren König Kunimund getötet und dessen Tochter Rosimunde zum Weibe genommen. Einst zwang bei einem tollen Gastmahl zu Verona der rohe Langobarde die Gattin, aus einem Becher zu trinken, der einem herkömmlichen Gebrauche entsprechend aus dem Schädel ihres Vaters hergestellt war. Der Schmerz und die Rachsucht, die vielleicht um so mehr emporloderte, als sie durch das alte Gesetz der Blutrache noch bestärkt wurde, ließen Rosimunde sich an Helmichis, den Schildträger ihres Gatten, wenden. Nach der Überlieferung riet ihr dieser, den tapferen Peredeo zum Mitwisser zu machen. Als er sich jedoch weigerte, den Mord zu vollstrecken, griff Rosimunde zum letzten Mittel. Heimlich legte sie sich zur Nacht in das Bett ihrer Kammerfrau, die mit Peredeo in geschlechtlicher Liebe sich zu vereinigen pflegte. Der Nichtsahnende erkannte zu spät die Königin und sah sich zum Morde Alboins gezwungen, da dieser den Schänder seines Weibes des Lebens beraubt hätte. Zu dem schlafenden Alboin führte Rosimunde den Peredeo hinein, der den Wehrlosen meuchlings tötete.

Erscheint die Handlung Rosimundens in gewissem Sinne motiviert, so entsprang die folgende, ebenfalls von Paulus Diakonus erzählte Tat nur Beweggründen niedriger Art. Romilda, deren Töchter schon erwähnt wurden, öffnete in dirnenhafter Begierde dem Totschläger ihres Mannes die Tore, in der sicheren Erwartung, dessen Weib zu werden. Infolge ihres Verrates wurden alle mannbaren Langobarden niedergemetzelt, Weiber und Kinder zu Sklaven gemacht. Die versprochene Brautnacht verbrachte zwar der König mit ihr. Dann aber erteilte sie qualvolle Strafe.

Der Schwerpunkt germanischer Machtentfaltung wurde nach Westen verrückt. Das fränkische Reich nahm die führende Stelle

ein. Wenn aber auch durch den gewaltigsten Merowingerherrscher Chlodowech die Aufgabe christlicher Mission in Germanien übernommen wurde, so waren doch die Zeiten wilder Gewalt, die sittliche Entfaltung der fränkischen Dynastie nicht dazu geeignet, die Moral des Weibes zu heben. Begünstigte doch der Gebrauch der Vielweiberei, der im allgemeinen den Fürsten vorbehalten war, das Sinken der moralischen Eigenschaften der Frau, da er sie der Individualität beraubte. Die Sittenlosigkeit, die Vielweiberei des Merowingischen Königshauses — ein Gebrauch, der übrigens auch bei den Westgoten bestand — artete immer mehr aus. Die ganze Epoche trägt den Stempel sittlicher Entartung. Eine Zeit, in der nach der Überlieferung kein Gefühl mehr als heilig galt, in der Meineid, Verwandtenmord, Frauenraub, Blutschande und ähnliche Vergehen vorkamen, nicht die Bedingungen bot, unter denen sich die Natur des Weibes in Keuschheit entwickeln konnte. Mitunter suchten wohl gerade hochgestellte Frauen im Kloster Schutz, oder sie legten wenigstens, ohne ein solches zu betreten, die weltlichen Kleider ab und nahmen Nonnenkleidung an (Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, VIII, S. 45 [Gregor]). Allerdings suchte auch manche die geweihte Stätte aus anderen Gründen und verließ diese wieder, nachdem sie den Zweck erfüllt zu haben schien. Das Weib des Königs Childerich war ihres ersten Mannes, des Königs Bisin von Thüringen, bei dem der Franke als Flüchtling Schutz gefunden hatte, überdrüssig geworden und ihm in sein Vaterland nachgefolgt. (Ebenda VIII, S. 73.)

Die wildesten Greuel schlummerten noch im Schoße der Zukunft. König Sigibert wollte nicht wie seine Brüder Mägede ehelichen, und er freite um Brunichilde (Brunhilde), die Tochter Athanagilds, des Westgotenkönigs, die als eine schöne Jungfrau von züchtigem, wohlgefälligem Benehmen geschildert wird. Anmut und Güte sollen sie ausgezeichnet haben. Damals ahnte man noch nicht, daß sie einst als die oft genannte Feindin der berüchtigten Buhlerin Fredegunde den Mittelpunkt der an Greuertaten reichen Bruderkriege bilden würde. Diese, des grausamen Chilperich Weib, soll damals der Höhepunkt der Verworfenheit gewesen sein. Aus der Geliebten des Königs war sie zu dessen Gemahlin erhoben worden, nachdem auf ihre Veranlassung seine rechtmäßige Frau Galsvintha ermordet worden war. (Gesch. d. d. Vorzeit VIII, S. 182.) Wie so oft, paarte sich bei ihr Wollust und Grausamkeit. Über Fredegundens schamloses Leben weiß uns Gregor verschiedentlich zu berichten. Aber

auch die gerühmte Brunichilde beschuldigt Fredegar so mancher Ausschreitungen, daß sie — wollten wir einer Chronik glauben — in gewisser Hinsicht ein nicht unwürdiges Gegenstück zu ihrer Gegnerin gebildet haben muß.

Daß in solchen Zeiten, in denen Laster aller Art tobten, in denen die Herrscherinnen sich mitunter wie Dirnen benahmten, die Stellung des Weibes jegliche Würde einbüßte, ist nur allzu begreiflich.

Als das Greisenalter der Welt bezeichnete der Chronist Fredegar die Zeit. Eine kräftigende Verjüngung aller sittlichen Kräfte erschien als ein dringendes Bedürfnis.

Und sie kam! Die Vorbedingungen erwachsen aus der Machtentfaltung der karlingischen Hausmeier, die mit Besiegung aller Hindernisse und Sammlung der verstreuten Gewalten den neuen nationalen Aufschwung, der auch dem Los des Weibes Aussicht auf eine würdigere Entwicklung geben mußte, vorbereiteten. Die weltgeschichtliche Aufgabe, das Wesen der abendländischen Christenheit gegenüber dem Islam zu erhalten, wurde glücklich gelöst. Es war zu erwarten, daß Formen einer höher entwickelten Sittlichkeit lebendig werden und die neuen Errungenschaften auch der Entwicklung des Weibes zukommen würden. Und wirklich zeigte sich schon darin eine Besserung, daß die Karlinge dem entarteten, sittenlosen Treiben der Merowinge abhold waren. Immerhin griffen sie auf das polygame Prinzip der altnationalen Fürstenehe zurück. (Lamprecht.)

Ungebundenes Leben, dem der Zeitgenossen Armins gleichend (Lamprecht), gestattete Pippin dem Mittleren, zwei rechtmäßige Frauen, Plektrud und Alpais, zu halten. Swanahild, die Nichte des Herzogs Odilo von Bayern, lebte als Geliebte am Hofe Karl Martells (Henne am Rhyn, Die Frau in der Kulturgeschichte, 1892, S. 203).

Unter dem frommen Karlmann und seinem Bruder, dem Könige Pippin, entfernte man sich von solchen vielleicht mehr barbarisch anmutenden Formen und gewann nähere Fühlung mit dem kirchlichen Ehegesetz, das damals die altgermanischen Anschauungen in dieser Hinsicht zu verchristlichen begann. So wird denn auch Pippins Weib Berta, die Mutter Karls des Großen, in der Sage, die ihr wegen ihrer Hausfrauentugenden den ehrenden Namen der Spinnerin verlieh, gefeiert. (Einhard, Geschichtsschr. d. d. Vorzeit, XVI, 3. Aufl., S. 29.)

Wirklich befand sich die seit den Zeiten der großen Völkerwanderungen durcheilte Zeit noch gleichsam in einem Gärungsprozeß. Alte Ideen lebten und webten im Volksgeiste, und erst mit

Karl dem Großen rang sich das erstarkende, in sich selbst gefestigte Bewußtsein germanischer Kultur machtvoll und herrlich empor.

Wenn aber die Bestrebungen des gewaltigen Kaisers vorwärts wiesen, so knüpfte doch sein geschlechtlich freies Leben wieder an die älteren Gebräuche an, wie dies die nach unseren Begriffen ungebundene Hofhaltung bezeugt. Diese formte gewissermaßen das sittliche Wesen der zeitgenössischen fürstlichen Frau.

Die fränkische Edle Himiltrud, Karls Jugendliebe, mußte der ersten Gemahlin Desiderata, der Tochter des Langobardenkönigs Desiderius, weichen. Diese jedoch verstieß der Herrscher, um sich nun mit der edlen Alamannin Hildegard zu verheiraten, die ihn auf seinen Feldzügen begleitete (Henne am Rhyn). Nach ihrem Tode führte er eine dritte Gemahlin, die stolze, harte Fastrada (Einhard), aus ostfränkischem Geschlechte heim. Als vierte Frau erblicken wir die schöne Schwäbin Lintgarde, die bisher nur Genossin gewesen war. Desgleichen sind uns Kebsweiber wie die Madelgard, eine spätere Äbtissin (!), die Sächsinnen Guersuenda, die Regina und die Adallinde, bekannt. (Gesch. d. d. Vorzeit, XVI, S. 28.) Die oben genannte, von Einhard erwähnte Geliebte, deren Namen Himiltrud Paulus Diaconus und die Lorscher Annalen kennen, soll übrigens nach dem Papste Stephan III. des Kaisers rechtmäßige Gemahlin gewesen sein.

Wegen des nicht zu unterschätzenden Einflusses, den diese Verhältnisse auf andere gewonnen haben müssen, werden sie hier berührt. Hatte sich nämlich Karls Eheleben in freieren Formen, die allerdings auf alter germanischer Anschauung beruhten, entwickelt, so machte sich in der Sitte der zahlreichen Töchter eine aus gleichen Quellen entspringende Ansicht geltend.

„Nie hat dem Deutschen in germanischer Urzeit,“ sagt Lamprecht im Anschluß hieran, „kühne Frauenliebe als verpönt gegolten, auch wenn ihr das rechtlich zwingende Band fehlte; Ehebruch und Vergewaltigung waren Begriffe, deren sittliche Konsequenzen man infolge des eigentümlichen rechtlichen Baues der Ehe nur gegenüber dem schwächeren Geschlechte zog. Vermutlich erlaubten es Reste solcher Anschauungen Karl dem Großen, dem Verkehr bevorzugter Edler mit seinen Töchtern eine Freiheit zu gestatten, die heute unbegreiflich erscheint“.

Denn wenn auch das Familienleben sich in nationaler Weise einfach entwickelte und des Kaisers Töchter sich mit Wollarbeit, mit Spinnrocken und Spindel beschäftigen mußten, damit sie sich

nicht an Müßigkeit gewöhnten, scheinen sie sich doch in anderer Beziehung von ihrer Großmutter Berta, der sagenberühmten Gemahlin Pippins, unterschieden zu haben.

Die Überlieferung sucht solche Mängel durch andere Umstände begreiflicher zu machen. Karl soll nämlich geäußert haben, er könne sich von den ungemein schönen, zärtlich geliebten Töchtern nicht trennen. Deshalb habe er sie alle bei sich behalten und die Tücke des Schicksals erfahren müssen. Er habe aber so getan, als wäre nie der geringste Verdacht wegen eines Fehltrittes gegen die Töchter entstanden oder ein Gerücht laut geworden. (Einhard.)

Näheres ist uns über diese freien Liebesbünde der Kaisertöchter überliefert. Die Prinzessin Hruotrud, die dem griechischen Kaiser in politischer Fürsorge bestimmt war, gebar dem Grafen Rorich einen Sohn mit Namen Hludwig. Karls zweite Tochter, Berta (Einhard), schenkte dem schönen Abt Angilbert, der wie Einhard ein Schüler des berühmten Alkuin war, zwei Söhne, Harnid und den Geschichtsschreiber Nithard, der dies selbst berichtet. (Nithard.)

Die Sage hat sich dieser dankbaren Stoffe bemächtigt und auf Karls Biographen Einhard übertragen. So entstand jene bekannte Erzählung von diesem und Imma (Emma), die in solcher Fassung nicht nur der historischen Unterlage entbehrt, sondern auch durch schlagende Gegengründe entkräftet worden ist.

Doch was tut dies! Die innere historische Wahrheit bleibt durchaus bestehen. Ändern wir die Namen, so haben wir vielleicht ein Erlebnis vor uns, das sich recht gut an Karls Hofe abgespielt haben mag.

Nach der überlieferten Erzählung soll Einhard, dessen Leidenschaft erwidert wurde, in das Gemach der mit dem Griechenherrscher verlobten Jungfrau nachts geschlichen sein. Als er jedoch von seinem erfolgreichen Liebesabenteuer zurückkehren wollte, bemerkte er, daß inzwischen gefallener Schnee seine Fußstapfen verraten könne. Kurz entschlossen trug ihn Imma auf dem Rücken nach seinem Heim. Karl, der dies zufällig bemerkte, soll sie beide durch die Ehe vereinigt haben. Wie dies Ereignis mag die Mischung mancher Elemente im Leben der Residenz weibliche Sitte beeinflussen haben.

Äußersten Verdruß scheint Ludwig der Fromme über das Gebaren der Schwestern empfunden zu haben. Bestimmte Maßnahmen erschienen notwendig; waren sie doch durch ein Kapitular Karls im gewissen Sinne bereits anerkannt. Ja, man sagte, des Kaisers Nichte (Enkelin?) Gundrade sei das einzige Mädchen am Hofe ge-

wesen, das sich keusch erhalten habe. (Dahn, F., Urgeschichte der german. u. roman. Völker, III, 1883.)

Herrschender Parteihaß scheint die wunderbar schöne Judith, Kaiser Ludwigs zweite Gemahlin, in ärgster Weise verdächtigt zu haben. Als die Geliebte eines allmächtigen Günstlings wurde sie hingestellt, zu dem sie bereits früher ehebrecherische Beziehungen gepflogen haben sollte. Ja, der Zweifel wagte sich sogar an die Legitimität ihres Sohnes Karl. Man schritt weiter zu der Behauptung, daß Judith zur Befriedigung ihrer wilden Sinnlichkeit noch andere Liebhaber gehabt hätte. Allein diese Beschuldigungen sind niemals bewiesen worden. (Prutz, Hans.)

Desgleichen versuchte man Teutberga, die Gemahlin Lothars II., nur auf Grund von Fälschungen sittlicher schwerer Schuld anzuklagen, weil man sie zu Gunsten der als Buhlerin gebannten Waldrada erworbener Rechte berauben wollte. (Prutz.)

Solche Angriffe stellten keine Ausnahme dar. Auch Richarde, die Gemahlin Karls des Dicken, traf die nicht erwiesene Anklage, in unsittlichen Beziehungen zu Liutward, Bischof von Vercelli, zu stehen. Ota, Arnulphs Frau, wurde ähnlicher Schuld geziehen.

Von der jeweiligen Ausgestaltung der Gesellschaft ist auch die Entfaltung der Gesamtpersönlichkeit eines Volkes, die Entwicklung der Sittlichkeit, abhängig. Wenn nun auch die Individualisierung der Persönlichkeit sich wenigstens allmählich andeutet, so bleibt die Entfaltung der weiblichen Psyche zunächst in vieler Beziehung noch gehemmt. In dem Gebote einer gewissen formellen Ritterlichkeit Frauen gegenüber hat man die ersten Anfänge der Galanterie erblickt. Doch wird die Zeit durch Disharmonie, Sprunghaftigkeit der Gesinnung und Übertreibungen nach beiden Seiten gekennzeichnet. Ungezügelter Sinnlichkeit bemerkt im Weibe tierische Instinkte, beutet sie aus oder verabscheut sie. (Lamprecht.) Von solchen Standpunkten sind zeitgenössische Überlieferungen aufzunehmen.

Die Kirche, die eine reiche Erbschaft erstrebte, wußte die anmutige Hatheburg von Heinrich I. zu trennen und ihrem Kinde den Makel unehelicher Geburt anzuheften. (Giesebrecht.)

Mit Vorsicht ist die zeitgenössische Darstellung Mathildens, der zweiten Gemahlin Heinrichs, zu verwenden. Philipp Jaffé hat in der Vorrede zu seiner Übersetzung der Biographie nachgewiesen, wie der Hofhistoriograph mitunter die Grenzen des Erlaubten durch Benutzung fremder Quellen überschritten hat. (Geschichtsschreiber d. d. Vorzeit, XXXI, S. VI f.) Immerhin kann man annehmen, daß

die Königin eine Vertreterin weiblicher Zucht und Keuschheit gewesen ist und ein beherzigenswertes Beispiel für weite Kreise bildete. Ähnlich wird die angelsächsische Edith, Ottos des Großen erste Gemahlin, gerühmt, die nach Thietmars Worten mit „unzähligen Tugenden“ begabt war und auf eine Gott und den Menschen wohlgefällige Weise ihre Erdenfrist verlebte. Die Zeitgenossen sollen die zarte Frau wegen ihres reinen Wesens wie eine Heilige verehrt haben. (Giesebrecht.) Die Ehrbarkeit ihrer schönen Schwiegertochter Ida rühmt Thietmar, und Liutgarde, Ediths Tochter, die Konrad von Lothringen vermählt worden war, soll der Mutter in manchen Tugenden ähnlich gewesen sein.

Eine festere Grundlage auf italienischem Boden schuf sich Otto, indem er die Interessen der von dem Usurpator Berengar bedrängten Adelheid mit den seinen verband. Auch ihr Bild reiht sich würdig dem ihrer Vorgängerin an. Abt Odilo von Cluny, der vertrauteste Freund der Kaiserin in ihren letzten Lebensjahren, nennt sie in seiner Lebensbeschreibung (Leben der Kaiserin Adelheid) „eine verehrungswürdige Zierde aus weiblichem Geschlecht“. Beschränkung in allen Begierden, sowie Mäßigung werden ihr nachgerühmt. Die Beschuldigung der Unzucht, die gegen ihre Tochter Liutgarde erhoben wurde, soll als unrechtmäßig zurückgewiesen sein. An ihrem Grabe hängte man eine silberne Spindel auf, um ihre Tugenden zu feiern.

Wir hatten gesehen, wie der Hof Karls des Großen eine freiere Anschauungsweise begünstigt hatte. Es ist wohl kein Zufall, daß sich die Persönlichkeit fürstlicher Frauen in der geschilderten Weise am Hofe Ottos des Großen entwickeln konnte. Galt doch dieser Hof als der sittenreinste Europas. Muß man auch wirklich manche schönfärbende Phrase eines Hofhistoriographen ausscheiden, so heben sich ihre Gestalten wahrhaft wohltuend von jenen Machthaberinnen ab, die inmitten der grauenvollen Auflösung der sittlichen und geselligen Ordnung in Rom ihre Allmacht über Papst und Adel beweisen konnten.

Eine Umgehung von Zwiespältigkeiten mit dem altrömischen Kaiserhause gedachte Otto I. durch eine Vermählung der Theophano mit seinem Sohne zu erreichen. Es scheint, daß man der schönen Griechin, die von einem verderbten Hofe kam, zu Unrecht schlimme Sitten nachgesagt habe. Und Thietmar von Merseburg meint: „Wenn sie gleich von der Schwäche ihres Geschlechts nicht frei blieb, so führte sie einen musterhaften Lebenswandel.“ Die Beschuldigungen, die gegen Ottos III. Frau Maria laut geworden sind, gehören ins

Reich der Sage. Dieser Kaiser blieb unvermählt. Gleichfalls hat sich die Sage Kunigundens, Heinrichs IV. Gemahlin, bemächtigt. Sie stellt diese als keusche Nonne dem Kaiser zur Seite und läßt sie ganz, wie das von vielen anderen berichtet wird, sich durch ein Gottesgericht von ungerechten Anklagen reinigen. Die Frage, ob ihre Ehe auch in physischem Sinne eine solche gewesen sei, ist, wie Walter Schultze richtig betont, mit den Mitteln historischer Forschung nicht zu beantworten, kann auch dem Historiker gleichgültig sein. Jedenfalls erscheint Kunigundens Name unzertrennlich mit dem Heinrichs verbunden, und in einer Urkunde sagt dieser, sie seien zwei in einem Leibe.

Unter den Fürstinnen der salisch-fränkischen Dynastie finden sich Frauen, die den besten der Ottonen ebenbürtig erscheinen. Zunächst tritt uns die herrliche Erscheinung der schönen und stolzen Gisela, Konrads II. Gemahlin, entgegen, die vermöge ihrer Anlagen wohl das Ethische ihres Charakters als einflußreich wirken lassen konnte. (Giesebrecht.) In Heinrichs III. Frau, Agnes von Poitou, lebte bei allem Sinne für weltlichen Glanz das Gefühl der sittlichen Strenge, wenn auch zu ihren Zeiten wohl unter französischen Einflüssen eine gewisse Überfeinerung, zuweilen eine Verweichlichung, mit der schließlich eine Lockerung der Sitten Hand in Hand ging, keineswegs zu leugnen ist. Die Einflüsse des weltgewandten, verschwenderischen Adalbert von Bremen haben dem leidenschaftlichen Wesen Heinrichs IV. noch Vorschub geleistet. An reichem Lebensgenuß, meint Giesebrecht, habe es in diesem Kreise nicht gefehlt und am wenigsten sei man in der Liebe enthaltsam gewesen. Weder den vornehmen Herren noch den Frauen jener Zeit könne man nachrühmen, daß sie ihre Tugend sehr hoch gehalten hätten. Die Heinrich IV. aufgedrängte Bertha wird verschiedenartig beurteilt. Pamphletisten behaupten, ihr Gemahl habe sie zum Ehebruch verleiten wollen. Doch wird sie sonst wegen ihres unsträflichen Wandels gerühmt. Jedenfalls muß sie sich trotz lange währender Zurücksetzungen in Zeiten der Not bewährt haben. Der zweiten Frau, der in üblem Leumunde stehenden Praxedis (Eupraxia), scheint Heinrich IV. vielleicht ein unerlaubtes Verhältnis mit seinem Sohne Konrad zugetraut haben. Jedenfalls wurde sie Ehebruchs wegen gefangen gesetzt. Aus der Haft entkommen, hat sie sich später selbst öffentlich dieses Vergehens angeklagt und damit zu rechtfertigen gesucht, daß sie angeblich der eigene Gemahl — man denke an Bertha — dazu verleitet habe. So habe sie Ehebruch

auf Ehebruch gehäuft. K. Hampe hält ihre Aussagen für unglaubwürdig.

Dieser Aufsatz vermag nicht ohne Berechtigung hier zu schließen, da die kommende Zeit des Konventionalismus nunmehr als charakteristisch und einflußreich für deutsches Frauenwesen die Edelfrau, die Vertreterin des höfischen Lebens, kennt.

---

## Narkotika und Kultur.

Von Dr. A. MIßRIEGLER, Wörtern.

Aus Nordamerika liegen uns Statistiken vor, nach denen die Zahl der Opiumraucher, Morphinisten und Kokainschnupfer seit der Einführung des Alkoholverbotes bedeutend zugenommen habe. Das ist uns nicht verwunderlich; weiß der Psychologe doch, daß die Verwendung verschiedener Narkotika ja bloß verschiedene Erscheinungsformen eines und desselben Triebes darstellen. Das Verlangen oder in krasserer Fällen der Zwang nach den exzitierenden und berausenden Stoffen ist das Primäre, die Auswahl des Mittels ist von sekundären Umständen der Umgebung, der Sitte, der Zugänglichkeit abhängig. Ist Kokain leichter zugänglich als Alkohol, begünstigt die Mode Kokain mehr als Alkohol, so wird das Alkaloid mehr verbraucht werden als der Alkohol.

Aber auch in den europäischen Ländern, die kein Alkoholverbot erlassen haben, ist eine ganz bedeutende Zunahme der Narkotiker zu verzeichnen. Der naheliegende Schluß, daß es sich also einfach um eine Verschiebung innerhalb der feststehenden Zahl der Genußmittelverbraucher handelt, daß bloß ein anderes Mittel mehr in Mode gekommen sei und dafür ein früheres aufgegeben wurde, trifft nicht zu. Für Deutschland und Oesterreich liegen größere Zahlenangaben nicht vor, aber allseits wird hervorgehoben, daß nach dem Zusammenbruch die Alkoholerkrankungen, Trunkenheitsexzesse, Spitalsaufnahmen wegen Alkoholerkrankungen und auch der Mißbrauch von Morphinum usw. erschreckend zugenommen haben. In dieser Zeit der seelischen und körperlichen Not ist das begreiflich. Die Menschen fliehen in den Rausch und das Vergessen, wobei es gar nicht erst notwendig ist, daß sie etwa im Krieg die Wohltat der Morphiumspritze, des Ätherrausches oder dergleichen kennen gelernt haben.

Die Psychiatrie beschränkt sich im allgemeinen auch heute noch auf die Feststellung, daß unter den Narkotomanen so und soviel

Prozent Geisteskranker und Epileptiker sich fänden und klebt dem Rest, bei dem diese Feststellung trotz aller Mühe nicht gelingt, wenigstens die vage Etikette: psychopathische Veranlagung auf. Eine unvoreingenommene Betrachtung zeigt im Gegenteil, daß Degenerierte verhältnismäßig selten unter den Narkotomanen zu finden sind, dafür eine überraschend hohe Zahl geistig Hochbegabter. Was die Behandlung anlangt, so streitet man höchstens darüber, ob die Entziehungskur in geschlossener Anstalt eine absolute und sofortige oder eine teilweise (mit oder ohne einem Ersatzmittel) und allmähliche sein soll. Die Anhänger beider Methoden aber geben zu, daß für die Dauererfolge sehr lange Behandlungszeiten, eigentlich Internierungszeiten notwendig sind und daß trotz aller Mühe immer wieder Rückfälle vorkommen. Selbst ein so gewiegter Kenner der Materie wie Professor E. Meyer in Königsberg gibt zu, daß die Heilung nur gewährleistet werden kann, wenn „die äußeren Verhältnisse möglichst ruhig und gleichmäßig zu gestalten“ sind.

Ja, daran liegt es. Aber wenn die Verhältnisse so ruhig und gleichmäßig wären, dann hätte der Betreffende überhaupt nicht zum Narkotikum gegriffen. Denn diese Menschen fliehen ja aus der ihnen unerträglichen inneren oder äußeren Situation in den Rausch. Sie narkotisieren sich ja, um der traurigen Wirklichkeit zu entfliehen und in den Rauschphantasien die Befriedigung ihrer Wünsche zu genießen. Der glückliche, ruhige Mensch hat noch nie zur Schnapsflasche oder Morphiumspritze gegriffen.

Könnte man diesen Menschen die Umwelt nach ihren Wünschen bessern, dem unglücklich Verheirateten eine liebende Frau geben, dem Geknechteten eine würdige Stellung usw., so würde der aktuelle Anlaß zum Rausch wegfallen. Das aber übersteigt tatsächlich die Kräfte und die Kompetenz des Arztes. Ist er also wirklich machtlos gegen diesen Zwang, hat er wirklich kein anderes Mittel als die mittelalterliche Einkerkierung? Und wenn wir ehrlich sein sollen, so ist ja diese Methode im Wesen dasselbe, als wenn wir einen Dieb dadurch zu einen ehrlichen Menschen machen wollten, indem wir ihm die Hände abschneiden.

Das Problem liegt tiefer. Es beginnt erst hinter der Feststellung der aktuellen Anlässe zum Rausch. Es beginnt bei der Frage, warum der Betreffende nicht wie ein Gesunder entweder die Unannehmlichkeiten in der Realität zu beseitigen strebt oder sich mit ihnen abfindet, sondern ihnen auf eine Weise davon zu laufen versucht, die ihn immer tiefer in sie verstrickt. Die Erklärung liegt darin, daß

diese Menschen nicht bloß vor dem aktuellen Anlaß fliehen, sondern auch zu gleicher Zeit jenen Unannehmlichkeiten ausweichen, die sie sonst noch in sich verspüren und jene Befriedigungen suchen, die sie sonst noch erstreben, wenn sie einmal erfahren haben, daß dies in den Phantasien des Rausches möglich ist. Und da sie in dieses Wunschsystem schließlich immer mehr hineinverweben, auch alle jene Triebregungen, die nicht klar im Bewußtsein wirken oder gar völlig dem Bewußtwerden sich entziehen, so wird der bewußte Kampf gegen den Rausch immer schwieriger, das Verlangen darnach immer zwangsmäßiger. Denn es macht ja das Wesen des Zwanges aus, daß sich der Zwangskranke des „Fremden“ in ihm, des Nicht-Logischen, des Unfreiwilligen klar ist. Darum muß die Definition der Narkotomanie auch diesen Punkt als den entscheidenden erfassen und alle üblichen Umgrenzungen, die sich auf die Menge des eingenommenen Mittels, auf die zutage tretende Wirkung oder die Wiederholung, „das Gewohnheitsmäßige“ stützen, unscharf sein. Das mehr oder minder deutliche innere Widerstreben (allerdings ohne Erfolg) gegen das Rauschmittel ist das Entscheidende.

Alle diese Menschen laufen eigentlich vor sich selber davon, vor ihren eigenen Trieben, ihrem eigenen Verlangen. Das geht mit voller Klarheit hervor, wenn man die Anlässe feststellt, bei denen momentan der Trieb zum Rausch wieder erwachte (wobei man allerdings nicht bloß die logischen, sondern auch die gefühlsmäßigen Assoziationen im Auge haben muß, die manchmal ganz gewaltig sein können, während der Anlaß logisch „ganz geringfügig“ erscheint), und wenn man die Rauschphantasien feststellt (die allerdings erst nach einiger Übung zu erfassen sind, während sie der Kranke anfänglich abzuleugnen bereit ist).

Daß gerade die psychoanalytische Methode hierbei die tiefsten Aufschlüsse zu geben vermag, ist begreiflich, und es ist weniger verwunderlich, daß Stekel durch sie die Narkotomanie erst wirklich verständlich gemacht hat, als daß seine Funde noch nicht in die psychologische und psychiatrische Anschauung übergegangen sind (W. Stekel: *Impulshandlungen*, Verlag Urban & Schwarzenberg). Ich konnte die Formulierungen Stekels an den eigenen Beobachtungen vollinhaltlich bestätigt sehen.

Die Narkotomanen fliehen vor sich selber in den Rausch, in den Schlaf, in die Lähmung, in den Scheintod, so wie die Dromomanen vor sich selber und ihren Trieben davonlaufen; bis sie erschöpft zusammenfallen. Sie alle schreien wie der sterbende Tiberius, als

die Schatten seiner Übeltaten vor ihm auftauchen: „O gib mir Lethe, Lethe, mich zu tränken!“ Sie wollen vergessen. Sie fliehen vor ihren Sorgen, vor ihren Nöten; vor dem Leben, das ihren Ehrgeiz enttäuscht, ihren Willen zur Macht nicht befriedigt; das ihnen eine unentbehrliche Liebe nicht gewährt; sie fliehen vor den dunklen Gewalten in ihrer Brust. Manchmal sind es verbrecherische Instinkte, die durchzubrechen versuchen und durch eine Betäubung und Lähmung unschädlich gemacht werden müssen. Manchmal sind es sexuelle Regungen, die sie abzulehnen bemüht sind, eine latente Homosexualität, Pädophilie oder Gerontophilie, Urolagnie bis zu den verbotensten Regungen des Lustmords und Vampirismus. Manchmal sind es unbewußte Liebesbindungen an verbotene Objekte, an die Frau eines Freundes, an Verwandte, verdrängte Inzestmotive, die abgewehrt werden sollen.

Die abgewehrt werden sollen. Ja. Die Lähmung der motorischen Tätigkeit, die Narkose verhindert die Ausführung dieser Triebe. Aber das ist das Charakteristische bei jedem psychologischen Prozeß, ob wir ihn nun am Traum, am Wachleben, am neurotischen Symptom oder wie hier an der Narkotomanie beobachten: immer kehrt das Verdrängte im Verdrängungsprodukt wieder. Die Phantasien eines Opiomanen sind deswegen so wunderbar schön, so fürchterlich grauenhaft, so unbegreiflich unvernünftig, weil sie die Erfüllung der schönsten, grauenhaftesten und zugleich unbewußten Triebregungen sind. Doch der Beweis ist noch viel direkter zu erbringen. Der vollständigen Narkose geht ja ein Übergangsstadium voraus. Ein kritisches Erregungsstadium, in dem die Hemmungen des Bewußtseins zwar schon schwinden, aber das motorische Zentrum noch nicht völlig gelähmt ist. Gerade in diesem Übergangsstadium ist die Gefahr sehr groß, daß die verdrängten Regungen in die Tat umgesetzt werden. Wir können dies tatsächlich in allen möglichen Variationen beobachten. Ja oft wird ja dieses Stadium absichtlich zu diesem Zwecke hervorgerufen, die Narkose nur bis ins Erregungsstadium getrieben. Einer trinkt ein Gläschen Wein, und sieh, auf einmal vermag er Dinge aus dem Weg zu räumen, die ihm früher unüberwindlich schienen und Sorgen machten. Oder sein Selbstbewußtsein steigt und er vermag zu herrschen. Oder er faßt plötzlich Mut und erklärt seine Liebe. Oder er begeht ein Verbrechen, einen Totschlag. Oder er verübt ein homosexuelles Attentat, oder vermag sonst irgend eine Paraphilie auszuüben, vor der ihn nüchtern der Ekel oder soziale Bedenken zurückhalten. Daß auch Hemmungen gegen den

sogenannten normalen Sexualverkehr durch das Erregungsstadium der Narkotika aus dem Weg geräumt werden, wird ja in der Praxis tausendfach geübt und ist durch diese Darlegung selbstverständlich. Daß sich die Sexualerregung dann auch vor Objekten nicht zurückhalten läßt, die sonst einem Verbot unterliegen, ist allbekannt.

Weil die Narkotomanen Impulsmenschen sind, Menschen, die ihre kriminellen und perversen Triebe immer mit Gewalt niederhalten und bei der drohenden Gefahr des Durchbruches dieser Triebe in das Bewußtsein, die Narkose zu Hilfe rufen müssen, finden wir unter ihnen auch alle anderen Impulshandlungen. Sie entwickeln eine unbezähmbare Redewut, raufen, spielen, verschwenden, stehlen, begehen Sittlichkeitsattentate, laufen in ihren Dämmerzuständen ziellos fort, legen Feuer an, werden wie zu Amokläufern in unwiderstehlichem Zwang. Man gibt dann oft dem Alkohol die Schuld für diese Verbrechen, die eben trotz der Narkose durchbrachen, aber es handelt sich um ein Nebeneinander, nicht um ein Hintereinander. In diesen Fällen hat das Narkotikum seine Aufgabe nicht erfüllen können, es ist trotz der Narkose zur Tat gekommen. Übrigens darf man nicht vergessen, daß die Narkotomanen ganz deutlich das Gefühl haben: was ich im Rausch begehe, dafür bin ich nicht verantwortlich. Sie stürzen sich in den Rausch, um schuldlos sündigen zu können. Dieser Mechanismus ist, wie gesagt, keineswegs immer unbewußt.

Die kurze Skizze einer Beobachtung möge das illustrieren:

J. M., ein 37jähriger Arbeiter, leidet an Dipsomanie (periodischer Trunksucht). Er ist ein intelligenter, fleißiger Mensch, der bei seinen Kollegen und Vorgesetzten beliebt ist. Aber immer wieder verfällt er in seine Trinkerleidenschaft. Er wehrt sich dagegen, hat jedesmal darnach tiefe Reue, aber irgend etwas zwingt ihn dazu. Er sagt sich: Nein! Ich werde nie mehr trinken! Ich werde sogar so stark sein, daß ich vor dem Wirtshaus vorbeigehe, ohne einzutreten. Dann promeniert er ein paarmal auf und ab, bis ihn ein Freund aufmuntert, hineinzugehen. Dann sagt er sich: Gut, ich werde hineingehen, aber nichts trinken. Und so kommt er unter ständigem inneren Kampf schließlich so weit, daß er den ersten Zug aus dem Glas macht. Dann ist der Kampf aus. Er stürzt ein oder zwei Gläser hinunter und ist schon von einer relativ kleinen Menge Alkohol schwer berauscht, daß er nichts mehr von sich weiß. Das Bedauerliche dabei ist, daß er sein ganzes Geld nun immer an die „Freunderln“ verschenkt und selber in Not lebt, daß er durch seine Räusche und den Katzenjammer in seiner Arbeitsfähigkeit beschränkt wird und schon

mehrmals den Posten verloren hat, und daß er schließlich im Rausch schon einige Male gewalttätig wurde und sogar eine längere Strafe deshalb abbüßen mußte.

Auffällig ist schon, gegen wen sich diese Gewalttätigkeiten dabei richten. Immer gegen ältere Frauen. Er hat kein Liebesverhältnis; eins, das er einmal in jungen Jahren anknüpfte, wurde ihm durch seine Mutter zerstört. Mit dieser Mutter lebt er in Zwietracht, kommt aber von ihr nicht los. Immer wieder zieht es ihn zu ihr. Übrigens trinkt er nie an einem andern Ort als dort, wo sie wohnt und wo er weiß, daß sie von seinen Untaten erfahren muß. Mehrmals aber hat er sich schon in ältere Frauen verliebt. Einmal war sogar diese Liebe längere Zeit glücklich und in diesen Monaten hat er nie ein einziges Mal getrunken.

Nach jedem Rausch hat er ein äußerst deprimierendes Gefühl, als hätte er jemanden umgebracht, und schrickt bei jedem Geräusch zusammen, als ob schon die Gendarmen kämen, ihn zu holen. Einmal hatte er im Rausch auch eine entsetzliche Vision: er sah sich mit einem älteren Weib ringen und stieß ihr ein langes Messer in den Hals. Damals war er so erschrocken darüber, daß er eine Zeit lang das Trinken aufgab. Als er aber wieder eine schwere Liebesenttäuschung mit jener älteren Frau durchmachte, packte es ihn wieder. Vor einiger Zeit sah er eine alte Frau, die ein Mädchen von einem jungen Mann, offenbar deren Geliebten, wegzog. Da mußte er ins Wirtshaus laufen. Dann ging er im Rausch zum Wohnhaus seiner älteren Freundin, bedrohte sie mit einem Messer, verletzte einen Mann, der sie in Schutz nahm, ging dann zu seiner Mutter und machte ihr und dem Vater einen Krawall, wurde schließlich verhaftet und eingesperrt. Nun, aus dem Gefängnis entlassen, postenlos, war er vollkommen lebensüberdrüssig und verwandte jeden Geldbetrag, den er erraffen konnte, auf Alkohol, „um sich umzubringen“.

Die Analyse, die durchgeführt wurde, ohne daß ich dem Patienten das Trinken verboten hätte, ja selbst ohne diesbezügliche Ermahnung, war bis zu diesem Punkte gekommen und hatte außer der Bindung an die Mutter, den kriminellen Regungen und der latenten Homosexualität noch einige minder wichtige Punkte aufgedeckt. Er nahm eine Stellung an. (3 Wochen.) Da lernte der Patient wieder eine ältere Frau kennen. Sie hatte es nur auf seinen Verdienst abgesehen und hatte auch verschiedene Gründe, den Patienten von mir abzubringen. Sie bearbeitete ihn so lange, bis er ohne Angabe von Gründen plötzlich

ausblieb, nachdem ich ihn schon zwei Tage lang darauf aufmerksam gemacht hatte, daß er mir offenbar etwas verschweige.

Etwa ein halbes Jahr blieb er gesund. Dann gab es wieder Krach mit der Geliebten, der er offenbar zu wenig Geld brachte, und er hatte einen Rückfall. Seither noch mehrere.

Man lernt immer aus Mißerfolgen am meisten. Darum bringe ich gerade diese Analyse. Ich hatte offenbar nicht rechtzeitig erkannt, daß er sich eine neue Mutterimago suche und ließ ihm dieses Ausweichen offen. Aber was wir trotzdem deutlich sehen, ist, daß der Mensch solange den Rausch nicht benötigt, solange ihm die Realität wenigstens einen Schein von Befriedigung seiner verdrängten Wünsche gestattet: den Besitz und die Rache an seiner Mutter.

(Schluß folgt.)

## Zum Krebsproblem\*

Von HEDWIG TH. WINZER, Dresden

Am 15. Januar dieses Jahres hielt Professor Schmieden, Leiter der chirurgischen Universitätsklinik in Frankfurt a. M., einen Festvortrag über das Krebsproblem zum Besten der „Gemeinnützigen Krankenhilfe“ der Stadt Frankfurt. Er wählte sich dieses Thema, weil es im brennendsten Interesse der Menschheit steht, hier Aufklärung zu erhalten, fordert doch diese Krankheit allein in Deutschland 50000 Opfer, nach Schmieden sogar etwa an 100000 Menschenleben im Jahre.

Die Furcht vor der Krebskrankheit, gegen die es keine Vorbeugungsmaßnahmen gibt, deren Verlauf ein qualvolles Siechtum bedeutet, ist leider nicht unbegründet. Trotz eifrigster Forschungsarbeit, enormen Fortschrittes in der Erkenntnis feinsten physiologischer und biologischer Vorgänge, ist es noch nicht geglückt, die Entstehungsursache dieser schrecklichen Krankheit, der Geisel der Menschheit, zu entdecken oder ihr mit wirksamen therapeutischen Methoden erfolgreich entgegen zu treten, die eine sichere Heilung gewährleisten.

„Uns Ärzten gab die Natur mit dem Krebs eines der größten Rätsel auf und mit ihm die ewige Qual einer scheinbar unmöglichen Lösung. Ein bis jetzt undurchdringlicher Schleier verhüllt das Geheimnis der Krebsursache.“ So sagte Professor Schmieden in seinem Vortrage. Das ist ja gerade das Tückische dieser Krankheit, daß sie

\* Vgl. J. Ellis Barker, Krebs. Seine Ursachen und sichere Verhütung, Dresden 1925. Verlag von Emil Pahl.

gewissermaßen in verschiedenen Erscheinungsformen auftritt, als wären die Ursachen variabler Natur. Man nimmt chemische und physikalische Ursachen an, man sucht nach Parasiten als Krebserreger, und nach Virchow sieht man die Umwandlung normaler Zellen in neue Zellrassen mit bösartigem Charakter in langdauernden Reizen, welche die normalen Zellrassen mehr oder minder lang in wechselnder Stärke treffen sollen. Es ist nun in den letzten Jahren gelungen, diese Reiztheorie experimentell zu beweisen, so daß kein Zweifel mehr an deren Richtigkeit bestehen kann.

Schmieden kommt zu folgender Formulierung der bestehenden Erkenntnis von der Krebsursache: „Örtliche Reize in Gemeinschaft mit allgemeiner Krebsdisposition“. Man kann es keinem echten Forscher verdenken, wenn ihn dieses Ergebnis nicht befriedigen kann, es läßt noch viele Fragen offen und manche Rätsel ungelöst. Welche Reize sind es, die da wirken? Kennen wir wirklich alle Reizimpulse? Was schafft die Disposition des Organismus und macht die Zellverbände krebslabil? Das sind Fragen, die von der Wissenschaft noch unbeantwortet bleiben.

An äußeren Reizen kennt man Alkohol, Entzündungen, Verletzungen, Vernarbungen, Berufsreize usw., auch kann die Disposition eine lokale sein, doch gibt es daneben noch eine allgemeine, die des Alterns. Sobald der Mensch ins Klimakterium tritt, wächst die Gefahr der Krebserkrankung. Auch scheint die Krebshäufigkeit von der Bodenbeschaffenheit abzuhängen, ohne daß es bisher gelungen wäre, diese von bestimmten geologischen Verhältnissen abzuleiten. Und doch muß diesen Erscheinungen eine einzige Ursache zugrunde liegen, und es gilt den roten Faden aufzufinden, der sich durch das Gewirr der Probleme zieht.

Nach meinen auf Beobachtungen beruhenden Erfahrungen gibt es tatsächlich eine Lösung dieses geheimnisvollen Problems. Zwar wird kein Universalkrebserreger zum Vorschein kommen, wenn man darunter ein Virus versteht; Parasiten spielen nur eine untergeordnete Rolle in dem Trauerspiele auf unserer Lebensbühne, und sind nur eine Begleiterscheinung in dem Chaos unentwirrbar erscheinender Symptome.

Die Natur selbst gibt uns das Beispiel, wo wir die Ursache und ihre Bekämpfung zu suchen haben. Es gilt physiologischen Vorgängen an Tieren nachzuspüren, die darauf hindeuten, daß die Natur immunisierende Abwehrkräfte dort einzusetzen scheint, wo die Lebensbedingungen einiger Tierarten diese zum Schutze erfordern.

Schmieden fragt: „Liegt es überhaupt im Interesse der Laien, über

die Krebsursache Klarheit zu gewinnen? Würde uns die Wahrheit nicht unglücklich machen? — Vieles, vieles spricht für diese Befürchtung.“

Allerdings würde uns die Wahrheit zweifeln lassen, wer in dem unablässigen Kampfe organischen Lebens gegen stärkere Naturkräfte Sieger bleiben wird, denn die Energien, die zur Krebsentstehung Bedingung sind, können wir nicht aus dem Haushalt der Natur streichen oder entfernen, das liegt nicht in unserer Macht. Aber wir können lernen uns zu schützen, und wir sind daher nicht ohne Hoffnung, Herr dieser zerstörenden Kräfte zu werden. Meiner Ansicht nach ist Aussicht vorhanden, daß es gelingen wird, den Krebs serologisch und prophylaktisch zu bekämpfen, sobald man die wahre Natur verborgener Reizquellen entdeckt hat, deren Kenntnis das Chaos der Gedanken unter einen Gesichtspunkt bringen wird. Aber es heißt in gewisser Beziehung umlernen!

Ist den ärztlichen Forschern erst einmal die Lösung des Krebsproblems geglückt, so wird ihnen mit einem Schlage die Entstehung so mancher anderer Krankheiten klar werden, deren Ursache noch im Dunkeln liegt. Die Ursache ist fast immer dieselbe, nur die Menschen reagieren verschieden darauf, je nach Disposition, darum will es durchaus nicht glücken, den Weg durch das Labyrinth zu finden.

Meine Arbeit, die Klarheit über jene unerforschten Reizquellen bringen und die Wege zur Entdeckung der bisher rätselhaft erscheinenden Krebsursache weisen soll, kann ich leider im Augenblick noch nicht der Öffentlichkeit übergeben, soviel daran liegt, sobald als möglich Klarheit zu gewinnen, aber ich muß noch ein wichtiges Ergebnis abwarten, daher heute nur der Hinweis darauf.

Wo die Reizquellen zu suchen sind, glaube ich zu wissen und ich weiß, wo und wie sie zu erfassen sein werden. Es handelt sich um Strahlungen aus dem Erdinnern, die den Organismus fast ununterbrochen in oft wechselnder Stärke treffen und reizen und deren Natur eine gleiche oder ähnliche wie die der bekannten radioaktiven Strahlen sein muß, deren Nachweis ich in meiner Arbeit erbringen will. Gilt es doch einem ganzen Komplex von Wirkungen und Ursachen nachzuspüren, die aber desselben Ursprungs sind.

Immer nur dort, wo der Mensch in seiner Unkenntnis noch unbekannte Gesetze verletzt, denen alles unterworfen ist, was lebt, wächst, gedeiht, treten Gleichgewichtsstörungen im Organismus ein, die zu verheerenden Krankheiten führen können.

Der Mensch und mit ihm die Haustiere haben verlernt, ihrem Instinkt zu gehorchen und auf die warnenden Impulse zu achten, die jene Reizquellen anmelden. Auch die kultivierten Pflanzen reagieren zum Teil gegen diese Reize, indem sie nicht gedeihen wollen. Was der primitive Mensch früher instinktiv erfüllte — was vielleicht auch heute noch von den lebenden Naturvölkern gilt —, und in seiner Gedankenwelt mystisch umdichtete, das muß nun die exakte Wissenschaft streng logisch erforschen und wieder für die Menschheit neu erobern.

Worauf ich die Wissenschaft aufmerksam zu machen habe, widerspricht nicht unserem modernen Wissen, im Gegenteil, es wird sich als eine Ergänzung und Bestätigung vieler Einzelbeobachtungen herausstellen.

Die Erkenntnis jener verborgenen Reizquellen wird ein großer Schritt vorwärts in der Erforschung des Krebsproblems bedeuten und mit ihr wird das drückende Gefühl gegen unsichtbare, böse Gewalten, gegen ein unabwendbares Geschick erfolglos anzukämpfen, für immer schwinden. Ich glaube, das wird eins der schönsten Geschenke an die Menschheit werden\*.

## Die Pflicht gegen kommende Geschlechter.

Sozialbiologische Betrachtungen.

Von Dr. OSKAR AUST, Charlottenburg.

### I.

Unlängst sind die ersten unfrei geborenen deutschen Kinder eingeschult worden.

Welcher Jammer begleitete ihren Lebensweg — nach jenem unseligen 28. Juni 1919, und welche Entbehrungen stehen ihnen, auf denen die Zukunft unseres Volkes ruht, noch bevor — — —

Kein leeres Wort ist es, wenn wir hier von Unfreiheit sprechen, von einer Unfreiheit, über die uns auch formale Rechtssätze nicht hinwegzutäuschen vermögen, mag in ihnen auch noch so viel von „Freiheit“, von „Rechten“ oder von „Gleichberechtigung“ und dergleichen die Rede sein.

Tatsachen reden deutlicher; — sie führen jedem von uns täglich die Wirklichkeit vor Augen: auf alle Beziehungen unseres persönlichen und sozialen Lebens erstreckt sich, auf allen unseren Schritten verfolgt uns unsere — materielle Unfreiheit.

\* In die Anschauungen der Verfasserin führt ihre Arbeit in „Geschlecht und Gesellschaft“ Jahrgang XII, Heft 9/10, „Die Wünschelrute als physiologisches Problem“ ein.

Wir fühlen es immer mehr, daß das Reparationsproblem einschließlich des Dawesproblems — Keynes hat es besonders betont — ein Lohnproblem ist, wobei wir den Begriff „Lohn“ im weitesten Sinne zu fassen haben; im Einklang hiermit steht auch die Befürchtung des bekannten schwedischen Nationalökonom Gustav Cassel, daß der Versuch der Erfüllung der deutschen Verpflichtungen eine sehr bedenkliche Herabdrückung des Lebensstandards des deutschen Volkes zur Folge haben würde.

Und es gehörte wahrlich wenig Prophetengabe dazu, um andere einsichtige Engländer (Morel und Angell) zu dem Bekenntnis zu veranlassen, daß der allgemeine Wunsch nach Frieden durch die angedeuteten Tatsachen leicht in sein direktes Gegenteil verwandelt werden kann, — und daß für den Fall der Aufrechterhaltung des an jenem Junitage 1919 besiegelten ungeheuren Irrtums der Krieg für große Teile der menschlichen Rasse das einzige Mittel sein wird, um der wirtschaftlichen Sklaverei und der Hungersnot zu entgehen, daß sich schließlich so auch die Kriegsgegner dem würden beugen müssen, was die Verteidiger des Krieges stets behaupten, daß der Krieg nämlich eine biologische Notwendigkeit, ein unerbittlicher Faktor im Leben der Staaten sei.

Welche ernste, welche furchtbar ernste Bedeutung das hier nur kurz Angedeutete für unsere Betrachtungen hat, ist uns klar, auch wenn wir davon absehen, Zahlen — sehr schwerwiegende Zahlen sind es — hier anzuführen über die Belastung, die schon über dem Haupte eines jeden neugeborenen Deutschen bei seinem Eintritt ins Leben schweben, und zwar handelt es sich um Belastungen der deutschen Volkskraft, die nach dem heutigen Stande der Dinge nicht etwa in dem Verhältnis unserer Leistungen abnehmen (die wirklichen Schäden hat Deutschland übrigens bereits ersetzt), sondern — so sagt es uns wieder ein Ausländer: der amerikanische Nationalökonom Moulton —, die Jahr für Jahr zunehmen.

Eine ungeheure Hypothek, eine ungeheure Schuld — und nicht nur allein etwa zahlenmäßiger Art — hat neben den letztvergangenen Generationen die heute an der Führung befindliche Generation auf die unschuldigen Häupter kommender Geschlechter geladen — das Wort „Kinderverkauf“ hörte ich gelegentlich von Jugendlichen.

Es ist bequem und fast durchweg üblich, vermag aber nur und wieder zum schwersten Schaden für unsere Volksgemeinschaft über die Pflichten der heute Lebenden und vor allem der heute

Führenden gegenüber kommenden Geschlechtern hinwegzutäuschen, wenn versucht wird, die Ursachen für all das Angedeutete in den „anderen“ zu suchen, wobei diese „anderen“ zumeist als innerhalb der deutschen Grenzen befindlich bezeichnet, zum Teil aber auch außerhalb derselben gefunden werden.

Die Ursachen für unsere heutige Not, die wahre Schuld, liegen nicht außerhalb der deutschen Grenzen, auch nicht bei einer Klasse unseres Volkes: diese Ursachen liegen in der antisozialen Gesinnung aller Volksschichten; nach welcher Seite die Wage ausschlagen würde, wollte man auf die eine Schale die Schuld der führenden Schichten und auf die andere die der Geführten legen, ist unschwer zu sagen: die geistige Atmosphäre, in der eine „Masse“ entstehen und sich so furchtbar ausbreiten konnte, schufen diejenigen, deren Schale sich senkt.

Welche Pflichten, und zwar welche dringlichsten Pflichten gegen kommende Geschlechter bestehen nun? —

Zunächst muß natürlich mit allen Mitteln angestrebt werden, die Zukunft nicht noch weiter zu belasten — man denke an die Einfuhrüberschüsse, die in den beiden letzten Jahren allein über 6 Milliarden Mark betragen und zwar infolge sogar gegen früher verhältnismäßig vermehrter und zum mindesten in solch erheblichem Umfange vermeidbarer Einfuhr von Lebensmitteln, mit der aber eine entsprechende Erhöhung der Verschuldung ans Ausland Hand in Hand geht; die Zukunft zu entlasten, das muß unser Richtpunkt sein und daneben der Gegenwart, soweit dies unsere Gebundenheit an fremden Willen irgend zuläßt, wieder ein wirtschaftliches Fundament zu geben, das alle arbeitswilligen Volksgenossen tragen kann: Aufgaben einer Wirtschaftspolitik im weitesten Sinne sind dies, die aber hier wenigstens zu streifen waren und von denen wir uns, nur noch als Stichworte „Intensivierung der Landwirtschaft“, zeitgemäße Steuer- und Kreditpolitik nennend, einem anderen Aufgabenkreis zuwenden, nämlich dem der Sozialbiologie; beide Aufgabenkreise überdecken sich zum großen Teil.

Noch mehr hinsichtlich des letzteren als des ersteren Fragenkomplexes fehlt es bis weit in unsere gebildeten, ja bis weit in die akademischen Schichten hinein an der nötigen Klarheit; man war und ist ja in auffallendem Gegensatz zu den Verhältnissen in den meisten anderen Ländern über relativ fernliegende Dinge, z. B. der Antike, deren erzieherische Bedeutung keineswegs geschmälert werden soll, besser im Bilde als über fundamentale Lebensfragen

des deutschen Volkes, und nicht wenige unserer Verantwortlichen und Leitenden waren und sind über das römische Sklavenrecht und die dazu gehörigen wirtschaftlichen und sozialen Zustände besser unterrichtet — und ein Wunder wäre es, wenn sich solches, unterstützt durch wesentliche Wissenslücken, nicht in die Gegenwart übertrüge — als z. B. über grundlegende ökonomische Fragen — von Einsichten in die Bedeutung der Sozialbiologie und ihrer Unter- und Nachbargebiete ganz zu schweigen.

Hieraus erhellt, daß eine der ersten Pflichten, ja daß die Voraussetzung für die Einleitung der notwendigen Maßnahmen und für deren ausreichende Wirksamkeit eine großzügige und so weit und so tief als möglich greifende Aufklärung ist.

Ausdrücklich auf der Tatsache fußend, daß einer durchgreifenden Gesundung unseres Volkes, vor allem die Unwissenheit auch der meisten Gebildeten, über die Fragen der Tüchtigkeit und der Entartung der Rasse im Wege stehe, fordert auch die Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene in ihren Leitsätzen sowohl eine entsprechende Lehrbefähigung der Lehrenden aller Art als auch die Einführung entsprechenden Unterrichts an den Schulen der verschiedensten Art, einschließlich der Hochschulen, wie auch zur Förderung der rassenhygienischen Lehre und Forschung staatliche Institute nach dem Vorbilde Schwedens. (Jene Leitsätze, auf deren sonstigen Inhalt auch hingewiesen sei, sind innerhalb der Abhandlung „Eugenik und Eubiotik“ von Dr. Alexander Elster, des Verfassers des führenden Werkes „Sozialbiologie“, in der neuesten Auflage des Handwörterbuches für Staatswissenschaften, III. Band auf S. 900/901, abgedruckt).

Die ferneren Pflichten gegen kommende Geschlechter werden sich aus den weiteren Betrachtungen ergeben — sie werden zum großen Teil bestehen in einer entsprechenden Anwendung, in einer von immer weitergehenden Kreisen geübten Beachtung der Lehren, die von den hier in Betracht kommenden Wissenschaftszweigen zum großen Teil auf Grund exakter Forschungen herausgearbeitet worden sind, wozu eine staatliche bzw. kommunale oder von sonstigen Körperschaften getragene Politik zu treten hat, die sowohl auf unsere bekannte Bevölkerungsnot als auch auf unsere schwierige Finanzlage und nicht minder auf die menschlich-geistig-seelisch-ethische Eigenart gebührende Rücksicht nimmt.

Soziales Denken unter bewußter Abkehr von den atomisierenden Theorien des im großen und ganzen mechanistischen

19. Jahrhunderts aber tut vor allem not, pflichtbewußtes soziales Handeln tut not!

In alle Köpfe eingehämmert zu werden verdienen Wilhelm Wundts Gedanken in seiner Logik, wonach die Gemeinschaft für den einzelnen ebensowohl ein Hilfsmittel zur Erreichung seiner individuellen Lebenszwecke, wie der einzelne ein Werkzeug zur Vollbringung der Gemeinschaftszwecke ist. — Aus solcher Richtung allein vermag uns eine individuell und sozial aufbauende Lebensauffassung erstehen, was auch dem Böswilligsten und Einfältigsten ein kurzer geschichtlicher Rückblick bestätigen muß. Jeder muß — vor allem nach den Erfahrungen, die er persönlich sammeln durfte, vorausgesetzt, daß er offenen Sinnes durch die Zeit schritt — auch Wilhelm Wundt darin beistimmen, wenn dieser an anderer Stelle „über das Verhältnis des einzelnen zur Gemeinschaft“ des näheren ausführt, daß die Lebenserscheinungen der Gemeinschaft überall auf die geistigen Kräfte der einzelnen zurückweisen, jede individuelle Entwicklung aber von der sozialen getragen und in ihren Leistungen bestimmt werde; die gegenwärtige Gemeinschaft, welcher der einzelne angehört, z. B. die Familien- wie auch die Volksgemeinschaft, aber wieder unter den Bedingungen der geschichtlichen Entwicklung stehe, in der sie entstanden ist, und welche Bedingungen während ihres Bestehens und Vergehens fortwährend auf sie einwirken: das Einzelleben so eine Woge auf dem durch die Jahrhunderte hindurchfließenden Strome des Lebens der Nation ist, mit dem es schließlich einmündet in den unermesslichen Ozean des geistigen Gesamtlebens der Menschheit.

Ausdrücklich betont sei schon hier, daß das Gebiet, das wir betreten haben, nicht etwa mit den Grenzen einer Nation, etwa mit den Grenzen deutschen Volkstums, endet: von der Familie, der engsten aber der grundlegenden der für uns in Betracht kommenden Gemeinschaften, schreiten wir über Volk bzw. Nation zur Menschheit fort. Sowohl Vertreter der Sozialbiologie als auch der Rassenhygiene — die Bedeutung dieser Begriffe werden wir weiter unten näher betrachten — betonen dies.

So verwahrt sich Dr. Alfons Fischer, der Verfasser des „Grundrisses der Sozialen Hygiene“, in seiner Abhandlung „Rassenhygiene“ im VI. Band der neuesten Auflage des Handwörterbuches für Staatswissenschaften dagegen, daß es sich bei dem letztgenannten Begriff um den Schutz einer (als höher angesehenen) Rasse gegenüber den tiefer stehenden handele; von diesen dem Rassedünkel

dienenden Bestrebungen müsse sich die Hygiene frei halten. Gleichwohl müsse, so weist von sozialbiologischer Seite Elster nach, praktisch unser Gebiet auf die Nation, welche gemeinsame Grundsätze der Eugenik und der Eubiotik (der Fortpflanzungslehre und der Gesundheitslehre) hochhält und mit vereinten Kräften den Schutz der Volksgenossen übernimmt, beschränkt werden; obzwar eine Welt-Eubiotik möglich wäre, fehlen einstweilen noch die zureichenden Grundlagen, zumal die eugenischen und eubiotischen Forderungen der einzelnen Völker verschieden sind; die Praxis fordere ein real durchführbares Ziel und könne sich mit jenem ideologischen Ziel, auf das von kommunistischer und pazifistischer Seite hingewiesen werde, nicht begnügen, und es muß für eine sozialbiologische Betrachtung das soziale Zusammenleben bestehender Völker als Voraussetzung genommen werden.

Wissenschaftliche Gedankengänge neuesten Datums bestätigen hier nur das, was vor einem Jahrhundert unsere Großen, z. B. Fichte und Friedrich List sagten, daß nämlich die Verbindung des einzelnen mit der Menschheit nur durch die Nation geht oder zum mindesten für unabsehbare Zeit noch des volk-staatlichen Mittelgliedes bedarf, dessen Umgehung zum Unheil, und zwar zum Unheil für die einzelnen Teile wie für das sie umschließende Ganze führen muß.

Der Einzelne, so sagt Fichte, ist ein notwendiges Glied in der großen Kette, die von der Entwicklung des ersten Menschen zum vollen Bewußtsein seiner Existenz bis in die Ewigkeit hinausgeht — welchen Gedanken aus seiner dritten Vorlesung „über die Bestimmung des Gelehrten“ dieser Mann, dem nach Goethes Ausspruch seine Zeit alles verdankte, der aber auch uns wieder mit aufzurichten vermag, in seinen Reden an die deutsche Nation noch hinzufügt, daß der Glaube des edlen Menschen an die ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit auch auf dieser Erde sich auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volkes gründe, aus dem er sich entwickelt hat, daß ihm dies allein aber die selbständige Fortdauer der Nation verspricht.

Aufgabe der schon berührten Wirtschaftspolitik — im weitesten Sinne fassen wir diese, deren Maßnahmen sich verständnisvoll mit sozialbiologischen zu umschlingen haben, soll der notwendige und mögliche Erfolg für unser Volk erreicht werden — ist es, die Voraussetzungen dafür zu schaffen, damit neues Leben, d. h. Kinder in ausreichender Anzahl und in guter Gesundheit, ent-

stehen und sich entwickeln kann — wer wagt es, die Prävention unter den heutigen wirtschaftlichen Zuständen zu verurteilen?! —

Erinnert seien insbesondere die Verantwortlichen und die Führenden auf allen Gebieten, die ja der Generation angehören, die die deutsche Zukunft mit einer Hypothek, so unsagbar schwer, belastete, erinnert seien alle an ein Wort von Friedrich List, dessen Leben und Wirken sein Wahlspruch kennzeichnet: „La patrie et l'humanité“, an das Wort nämlich, nach welchem die Nation gegenwärtige Vorteile aufopfern muß, um sich künftige zu sichern — und daß man vor allem Nationalgeist genug haben muß, um jetzt schon den Baum zu pflanzen und zu beschützen, der erst künftigen Generationen seine reichsten Früchte bringen wird.

## II.

Zunächst sei die Bedeutung einiger für unsere Betrachtungen wichtiger Begriffe kurz umschrieben:

Sozialbiologie ist nach Dr. Alexander Elster die Wissenschaft, die den Lebensprozeß von praktisch zusammenfaßbaren Gruppen von Menschen — ihr Werden und Vergehen — unter sozialen Gesichtspunkten betrachtet, wertet und zu beeinflussen sucht; sie ist eine sozialwissenschaftliche Anschauung und Verwertung biologischer Gegebenheiten mit allem, was an theoretischen und praktischen Ergebnissen aus dieser Anschauung und Verwertung folgt, wobei sie in vollem Umfange die grundlegende Wahrheit zu ihrem Ausgangspunkte nahm, daß der Körper die Grundlage des sozialen Lebens ist.

Die Rassenhygiene ist, nach Siemens, ein Zweig der allgemeinen Biologie (in Form der experimentellen Erblchkeitslehre), die sich im letzten Jahrzehnte zu einer exakten Wissenschaft entwickelt hat. Die Rassenhygiene will so auf naturwissenschaftlichem Boden stehen; sie gründet sich auf den festen Boden der jungen biologischen Erkenntnisse. Sie ist die Lehre von den Bedingungen der Erhaltung und der bestmöglichen Entwicklung der Rasse. Die Mehrzahl der Forscher, so sagt Dr. Alfons Fischer, versteht unter der Rassenhygiene die Bestrebungen, die sowohl auf eine gesunde als auch auf eine zahlreiche Nachkommenschaft gerichtet sind.

Nun seien zum Begriff Sozialhygiene (Hygiene ist nach v. Pettenkofer die Lehre von der Erhaltung und Stärkung der Gesundheit) die folgenden zusammenfassenden Leitsätze von A. Fischer (1918) angeführt: „Die mit der individuellen Hygiene das Gesamt-

gebiet der Hygiene bildende öffentliche Hygiene zerfällt in zwei Teile. Die physische Hygiene ist der Teil der öffentlichen Hygiene, der sich mit den Einflüssen der natürlichen Umwelt auf die Gesundheitsverhältnisse befaßt. Die soziale Hygiene ist der Teil der öffentlichen Hygiene, der sich mit den Einflüssen der sozialen (kulturellen) Umwelt auf die Gesundheitsverhältnisse beschäftigt.“

A. Fischer weist darauf hin, daß die zurzeit verfügbaren Mittel, von denen man rassenhygienische Erfolge erwarten kann, fast ausnahmslos dem Gebiete der sozialen Hygiene — soziale und kulturelle Umweltsbeziehungen — angehören und er betont dabei, daß die Antwort auf die Frage: Rassenhygiene oder soziale Hygiene? nur lauten kann: Rassenhygiene und soziale Hygiene.

Vom sozialbiologischen Gesichtspunkte aus — von diesem aus soll all das Angedeutete erfaßt, gewertet und angewendet werden — hebt A. Elster hervor, daß die biologischen Lehren, wenn man sie nicht exakt überspannt, sondern alle psychischen und geistigen Einflüsse als unwägbar und aufstrebende mit berücksichtigt, eine Hilfe, aber noch keine Gesetze geben; die sozialbiologische Betrachtung hat die unwägbareren Wahrheiten zu betonen, die sich aus der menschlichen Eigenart ergeben, sie hat immer weiter daran zu arbeiten, die innersten Gründe zu erkennen, die weit über die exakt biologisch erfaßbaren Momente auf ethische, soziale und zum Teil noch auf okkulte Größen hinweisen, — um den Tatsachen der geheimnisvollen Regenerationskraft und den unerkannten Wegen menschlicher Leistungskraft gerecht zu werden.

(Vergleiche hierzu die Abhandlungen „Bevölkerungswesen“, „Eugenik und Eubiotik“, „Hygiene“ und „Rassenhygiene“ im Handwörterbuch für Staatswissenschaften, 4. Auflage, wo sich auch umfangreiche Literaturangaben finden.)

Uns nun insbesondere dem — trotz aller angedeuteten Vorbehalte — grundlegenden und auf verhältnismäßig festem Boden stehenden Kreise, und zwar demjenigen der Rassenhygiene, zuwendend, seien einige Grundgedanken hier wiedergegeben, wobei wir in der Hauptsache der hiermit wärmstens empfohlenen Schrift von Dr. Hermann Werner Siemens folgen: Grundzüge der Rassenhygiene, zugleich Einführung in die Vererbungslehre (2. Auflage, J. F. Lehmann's Verlag, München, 2,60 Mk. — zur Ergänzung seien schon die Werke empfohlen: A. Elster, Sozialbiologie und Alfons Fischer, Grundriß der Sozialen Hygiene).

Von ausschlaggebender Bedeutung ist die Erkenntnis, daß der heutige Inhalt des Vererbungsbegriffs (Weismann) mit dem Darwins nicht mehr viel gemein hat: das Erbplasma wird nicht erst von den Körperzellen gebildet, wie Darwin irrtümlich annahm, sondern umgekehrt entsteht der Körper erst aus dem Erbplasma, d. h. aus der Ausgangszelle, die ja nichts anderes als eine Erbplasmazelle ist.

„Der Körper ist also gewissermaßen nur ein zeitweiliges Anhängsel des Erbplasma“ und es „gleich die Erbmasse einer unter der Erde fortkriechenden Wurzel, von der in regelmäßigen Abständen Sprosse emportreiben und zu Pflänzchen werden, die den einzelnen Personen der aufeinanderfolgenden Geschlechter entsprechen. Und wenn auch die Pflänzchen eins nach dem anderen wieder dahinsterven; die unter dem Boden fortkriechende Wurzel wächst unsichtbar fort, um wieder und wieder neuen Einzelwesen das Leben zu geben“.

Das Erbbild, das dieser Erbmasse entspricht, das sind die Reaktionsmöglichkeiten der Rasse, die die Umwelt nun im einzelnen Falle hervorlockt, verändert und formt. Das Erscheinungsbild, d. h. die Menschen so wie wir sie sehen, ist also ein Produkt aus erbbildlicher Anlage und Umwelt.

Die Natur, die ohne Menschenhand roh und wild ist (Fichte), gibt die für unsere kulturelle Entwicklung schädlichen Anlagen mit derselben Treue weiter wie diejenigen, die uns für unseren Fortschritt wertvoll erscheinen.

Von Auslese spricht man, wenn man denkt an die Begünstigung einer möglichst überdurchschnittlichen Vermehrung der Individuen mit den wertvollsten Erbanlagen; das Mittel der Auslese betrachtet die Rassenhygiene als eines der wichtigsten zur Erreichung der Ziele, die sie sich gesteckt hat — aber schon hier muß davor gewarnt werden, „exakt“ gewonnene Erkenntnisse in ihrer Bedeutung für den Menschen zu überspannen: die Tatsache allein verbietet es schon, daß so oft sozial für hochwertig gehaltene Eltern minderwertige Kinder haben und daß die Leistungen vieler unserer Größten für den Fortschritt der Menschheit in ihrem Stammbaum nicht die geringste Erklärung finden, gar manches also hier exakter Forschung unzugänglich bleiben muß.

Über Auslese (Selektion) sei hiernach kurz wie folgt das Wesentlichste erwähnt: Um zu verhüten, daß sich Arten infolge der Einwirkungen auf das Erbplasma der Einzelwesen allzusehr

zersplittern, bedient sich die Natur denjenigen Lebewesen gegenüber, die erbildlich (Erbbild = Gesamtheit der Erbanlagen) in größerem Maße untereinander verschieden sind, der als konservierend zu bezeichnenden Auslese, die dahin strebt, ungeeignete Lebewesen auszumerzen, geeignete häufig zu begünstigen; mitunter ist diese Begünstigung eine so bedeutsame, daß ihre fortschrittliche und neuschaffende Wirkung schon in verhältnismäßig kurzer Zeitspanne erkennbar ist. — Genannt seien hierbei noch die naturwissenschaftlichen Begriffe der Auslese in reinen Linien und in gemischten Beständen.

Eine Gegenauslese, durch die gerade die Tüchtigen ausgemerzt und die Minderwertigen in ihrer Fruchtbarkeit gefördert werden, erlebten wir im Kriege.

Ob ein Einzelwesen wenig oder gar keine Nachkommenschaft, ob also die Bestandteile seines Erbbildes in der nächsten Geschlechterfolge nur in geringer Zahl oder gar nicht mehr vertreten sind, das macht das Wesen der Ausmerze aus; ein Mensch ohne Nachkommenschaft ist aus dem Leben der Rasse ein für allemal ausgemerzt.

Der Kernpunkt des Auslesebegriffes liegt in der Anzahl der Nachkommen, durch die ein Individuum seine erblichen Merkmale noch über seinen Tod hinaus in die Zukunft sendet: jede qualitative Bevölkerungspolitik ist praktisch zur Unwirksamkeit verurteilt, wenn ihr quantitatives Fundament unzureichend ist oder wird.

Schon wenn die durchschnittliche Nachkommenschaft irgend-einer Personengruppe (Volk) dauernd geringer als die einer anderen ist, so ist jene Gruppe unrettbar dem schließlichen Untergang verfallen. Siemens beweist durch folgende einfache Rechnung, wie ungeheuer einflußreich die Größe der durchschnittlichen Fruchtbarkeit für das Leben einer Rasse ist: Es verhalte sich die durchschnittliche Kinderzahl zweier Rassen A und B wie 3:4, dann ändert sich das ursprünglich als gleich angenommene Mengenverhältnis von 1:1 schon nach einer einzigen Geschlechtsfolge in 3:4, oder in Prozent ausgedrückt in 43<sup>0</sup>/<sub>100</sub>:57<sup>0</sup>/<sub>100</sub>, — nach zwei Geschlechterfolgen in 9:16 oder in 36<sup>0</sup>/<sub>100</sub>:64<sup>0</sup>/<sub>100</sub>, — nach drei Geschlechterfolgen oder nach knapp 100 Jahren in 30<sup>0</sup>/<sub>100</sub>:70<sup>0</sup>/<sub>100</sub>, — und nach Ablauf von 300 Jahren wird unter sonst gleichen Verhältnissen die Rasse A von der Hälfte eines Bestandes auf den äußerlich kaum noch bemerkbaren Anteil von 7<sup>0</sup>/<sub>100</sub> herabgemindert sein und bei Verschmelzung mit der Rasse B überhaupt dem Blicke des Beobachters entwinden! — Das Beispiel Frankreichs, das man

früher auch wegen seines zahlenmäßigen Übergewichts „La grande Nation“ nannte, sollte ebenso schrecken wie die Nachbarschaft Rußlands, wo der Geburtenüberschuß von 1913 schon wieder erheblich überschritten sein soll, womit die entsprechenden deutschen Verhältnisse in Vergleich zu setzen sind.

Von ausschlaggebender Bedeutung für die Zukunft eines Volkes ist es aber nicht nur, daß überhaupt eine zureichend große Nachkommenschaft gewährleistet ist, nein, ebenso wichtig ist es, daß die Träger guter erbildlicher Anlagen eine mindestens gleich große Fruchtbarkeit aufweisen wie die Träger geringwertigerer Anlagen. In jedem anderen Falle sind die erbildlich Tüchtigen — das obige Zahlenbeispiel beweist uns auch dies — unrettbar verloren — — — der Verfall der antiken Völker ist in solchen Ursachen zu suchen.

Solche Tatsachen müssen selbst in Kreisen unserer in allererster Linie Verantwortlichen so gut wie unbekannt sein, was uns der Umstand beweist, daß infolge sozial schädlicher Maßnahmen der Politik, der Politik fast aller Ressorts, der wirklich Tüchtige und Strebsame aller sozialen Klassen allerwärts an Schranken stößt, die ihn nicht nur daran hindern, seine Fähigkeiten auszunutzen, nein, die ihn auch nicht selten dazu zwingen, für das Leben der Rasse tot zu bleiben, — die es ihm sozial und wirtschaftlich nicht ermöglichen, die ererbten und durch seine persönliche Tüchtigkeit verbesserten Anlagen an die kommenden Geschlechter weiterzugeben und damit dem Volk zu erhalten.

Die Gegenauslese, nicht nur allein zwischen den sozialen Ständen im weiteren Sinne, sondern ihre ungeheure Ausdehnung, die sie durch alle Schichten unseres Volkes genommen hat, die offenbare Tatsache der sozial äußerst ungünstigen Verteilung der Geburtenzahl in Verbindung mit der Tatsache des Geburtenrückganges an sich kann auf jeden, der mit dem deutschen Volke als solchem fühlt, nicht ohne Eindruck bleiben.

Wie jede reichliche Vermehrung der tüchtigsten Erbstämme eine dauernde Verbesserung der Rasse bedeutet, so verstehen wir unter Entartung eines Volkes die Tatsache, daß das Volk bei gleichbleibenden Außenbedingungen einen immer größeren Bruchteil kranker und leistungsunfähiger Personen besitzt; die Entartung stellt somit eine durchschnittliche Verschlechterung der Erbbilder dar, also der Reaktionsmöglichkeiten der Rasse.

Erwähnt sei hierbei noch die von der engeren Rassenhygiene

weniger betonte Möglichkeit der Aufartung, die aus anscheinend unzulänglichem Elternstoff atavistisch starke Kräfte entstehen läßt.

Neben der quantitativen Frage ist es die Frage, wer erzeugt das nächste Geschlecht?, die über die Zukunft eines Volkes die Entscheidung fällt.

Angedeutet wurde bereits, daß es sich zum großen Teil um eine Beseitigung von Hindernissen handelt, die einer wünschenswerten, ja in erheblichem Maße sogar einer naturgemäßen Entwicklung im Wege stehen.

\* \* \*

Fassen wir die Pflicht gegen kommende Geschlechter kurz zusammen:

Abkehr von einer Politik, die auf den Augenblick abgestellt ist;

Abwendung von unzeitgemäßen Mitteln und Maßnahmen, sowie von Lehren, in die uns das fast einzig in technischer Hinsicht produktive, sonst aber so gut wie negative 19. Jahrhundert noch gefangen hält;

Aufnahme neuer Gedanken, mit denen uns das 20., das geistige Jahrhundert entgegenkommt und die es uns ebenso ermöglichen werden, den auf unseren Gemütern lagernden Schutt, den wir als böse Erbschaft übernehmen mußten, abzutragen wie die Technik, die Natur zu meistern, anstatt ihr hörig zu sein:

um so den Weg freizulegen zu einer sozialen, zu einer freien Zukunft, zu einem Boden, aus dem anstatt abstrakter und mechanistischer Theorien und Zerrbilder von Menschen emporwachsen geistig und körperlich Gesunde:

Persönlichkeiten!

## Betrachtungen und kleine Mitteilungen.

### Neue Theorien der Geschlechtsbestimmung.

„Schon als Kind mußte ich erfahren, daß an meiner Stelle ein Knabe den Eltern erwünschter gewesen wäre. Ich war ordentlich böse darüber, daß es nicht so gekommen war, und empfand mein Geschlecht gewissermaßen als ein Unrecht, das mir schon bei der Geburt widerfahren. Dies führte zu allerhand Zweifeln und Problemen. Meine Unzufriedenheit richtete sich bald gegen die Oberflächlichkeit, mit der die Frage nach den Ursachen des Geschlechts von der Menschheit behandelt wurde, und gegen die Nachlässigkeit, die sich mit völliger Unwissenheit über dieses wichtige Problem der Biologie abfinden ließ. Ich dagegen fühlte mich durchaus unbefriedigt. Und die Frucht der Unzufriedenheit war, wie so oft, auch bei mir, das Streben nach Verbesserung.“ So schreibt

Cicely Erskine, die Verfasserin des Buches „Geschlecht nach Wunsch“<sup>1)</sup>, die ihr Leben der Lösung des uralten Problems der Geschlechtsbestimmung, d. h. der Entstehung und Beeinflussung des Geschlechts gewidmet hat. Und gerade als Frau war es ihr beschieden, Erfahrungen zu sammeln, die für die Enthüllung dieses „ewigen“ Rätsels von größter Bedeutung sind. „Wer anders als eine Frau hätte schon durch Erfahrungen an der eignen Person den inneren Einblick in die hier obwaltenden Ursachen, wer anders die durch Frauenleiden und

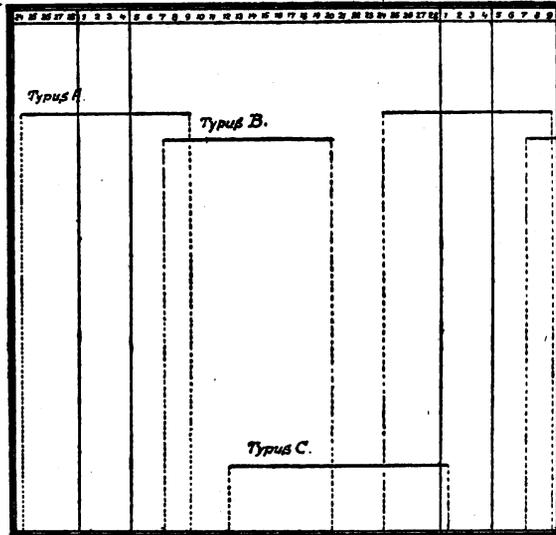


Fig. 1.

Schmerzen erprobte Geduld, wer anders die Gelegenheit, durch das Vertrauen der Geschlechtsgenossinnen die intimsten Tatsachen zu erfahren, wer anders einen so heißen Wunsch, dem ganzen Geschlecht zu Hilfe zu kommen, und damit auch den eisernen Willen, nicht eher zu ruhen, als bis das Geheimnis erschlossen sei.“

Cicely Erskine geht von der uralten Theorie der „Seitenlage“<sup>2)</sup> aus, wonach der rechte Eierstock nur Knaben, der linke nur Mädchen hervorbringt. Und zwar arbeiten die beiden Eierstöcke abwechselnd. Die große Mehrzahl normaler Knabenerzeugungen erfolgt zwischen dem 8. und 15. Tage nach der Menstruation. Dann steht das aus dem rechten Eierstock kommende Ei auf der Höhe seiner Empfänglichkeit. Das Ei, das vom linken Eierstock stammt, kann vom 21. bis 28. Tage befruchtet werden. Normalerweise ist der 21. Tag nach, bzw. der 7. Tag vor der Menstruation für die Empfängnis weiblicher Nachkommenschaft der günstigste. Zwischen dem 15. und 21. Tag findet in der Regel eine Schonzeit

<sup>1)</sup> Das englische Original ist unter dem Titel „Sex at Choice“ bei Christophers erschienen, die deutsche Übersetzung bei Orell Füssli. (Beide Ausgaben sind im Verlag dieser Zeitschrift vorrätig.)

<sup>2)</sup> Cicely Erskine gibt fälschlicher Weise als Vater dieser Theorie Albertus Magnus an. Wie aus R. Zaunick's Artikel: „Albertus Magnus, der Prärenaissance-Zoologe“ im „Ostdeutschen Naturwart“ (1924, Heft 2) hervorgeht, ist Albertus Magnus gerade ein Gegner dieser Theorie! Über die Albertus Magnus untergeschobenen Theorien werden wir in einem der nächsten Hefte aus der Feder des ersten Albertus Magnus-Forschers Näheres bringen. — Der Irrtum in dem Buch von Cicely Erskine sollte in einer neuen Auflage berichtigt werden.

der Eierstöcke statt, die „unfruchtbare Woche“. Daher sind die Konzeptionen in dieser Zeit relativ selten. Ebenso gibt es einen „unfruchtbaren Monat“, der regelmäßig auf den „fruchtbaren“ folgt. Es kommt nun jedoch auch vor, daß der linke Eierstock trotzdem im Beginn des unfruchtbaren Monats zu einer Empfängnis Veranlassung gibt. Dann stirbt das am 21. Tage ausgestoßene Ei

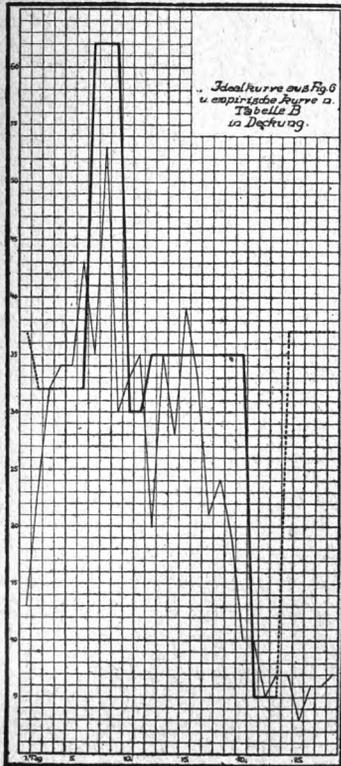


Fig. 2.

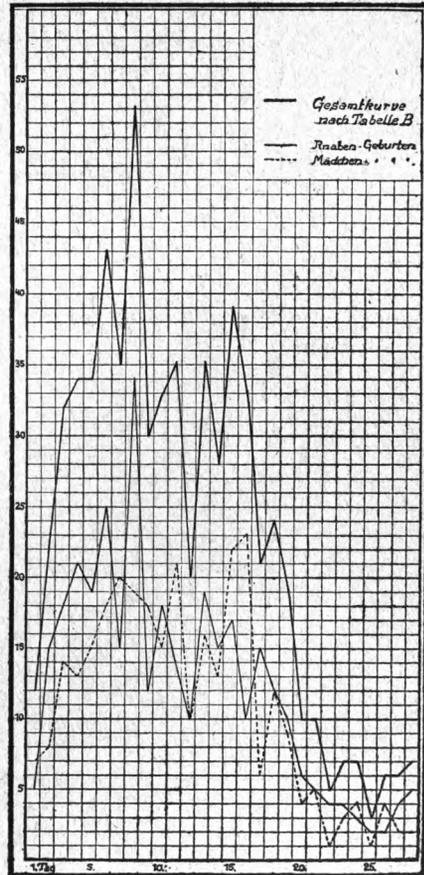


Fig. 3.

nicht ab, auch wenn es nicht befruchtet wurde. Es überdauert die Menstruation. So entsteht die Möglichkeit einer Befruchtung in der ersten Zeit des unfruchtbaren Monats. Dieser „launische“ Eierstock ist es auch, der die einfache Formel „Knaben nach, Mädchen vor der Menstruation“ umgeworfen hat. Neben der Feststellung des fruchtbaren Monats und der sorgfältigen Auswahl des Tages im fruchtbaren Monat je nach dem gewünschten Geschlecht empfiehlt die Verfasserin die „geneigte Lage nach rechts oder links, welche der Samenflüssigkeit das Eindringen in die männliche oder weibliche Tuba erleichtert“. Diese Seitenlage

soll einen nützlichen, wenn auch nicht ausschlaggebenden Faktor bei der willkürlichen Geschlechtsbestimmung darstellen.

Von einer ganz anderen Seite faßt Johannes Brodauf in seinem Buch „Ei und Geschlecht“<sup>3)</sup> das Problem an, kommt aber praktisch zu ähnlichen Schlüssen wie Cicely Erskine. Er nimmt an, daß die Eireifung bei jeder Frau nach einem bestimmten Typus erfolgt. Er teilt die Frauen deshalb in verschiedene Ovulationstypen ein, wobei er den Zeitpunkt der Eiablösung (ob kurz vor der Menstruation = Typus A, ob etwa 8 bzw. 15 Tage nach den monatlichen Blutungen = Typus B und C) für maßgebend hält. Typus A soll am häufigsten vorkommen, Typus B ist nur als Schwankungstypus gedacht. Da Brodauf für die Eier eines jeden Typus normalerweise eine Befruchtungsmöglichkeit von 14 Tagen annimmt, müssen sich die Konzeptionskurven, d. h. die Kurven, aus denen sich die Befruchtungsmöglichkeiten der zwei bzw. drei Typen ersehen lassen sollen, teilweise überdecken. (Figur 1.) Aus diesen drei sich überdeckenden Kurven hat Brodauf eine Idealkurve konstruiert, die eine auffallende Übereinstimmung mit den durch die Beobachtung gewonnenen Konzeptionskurven aufweist (Figur 2). Die Kurve Brodaufs zeigt, gleich den letzteren, ein Maximum um den 8. Tag, dann raschen Abfall, weiter gleichmäßig hohen Verlauf bis in die Nähe des 20. Tages, dann nochmals raschen Abfall und Minimum im letzten Viertel des Zyklus. Werden die Konzeptionskurven in die Kurven der Geschlechter zerlegt, so weist jede der letzteren ein besonderes Maximum für sich auf, die der Knaben um den 8. Tag, die der Mädchen um den 15. Tag nach der Menstruation (Figur 3). Die bekannten Versuche Hertwigs haben gezeigt, daß aus jungreifen Eiern weibliche, aus überreifen Eiern männliche Nachkommen entstehen. Brodauf verwendet diese Ergebnisse und meint, daß z. B. die Eier, die um den 8. Tag nach der Menstruation befruchtet wurden und Knaben hervorbringen, kurz vor der Menstruation abgelöst wurden, also vom Typus A (dem häufigeren Typus) stammen. „Die um den 8. Tag gezeugten Mädchen stammen demnach aus Eiern, die nach Typus B gelöst sind und in diesen Tagen noch jungreif sind. Da nun aber für diesen Typus eine erhebliche Schwankungsbreite besteht, derentwegen der Typus C eingeführt wurde, so summieren sich um den 15. Tag herum die Konzeptionsmöglichkeiten für jungreife Eier; es müssen also in diesen Tagen relativ mehr Mädchen entstehen.“ Ist also aus einer einzigen Befruchtung um den 8. Tag nach der Menstruation ein Knabe entstanden, so gehört die Frau dem Typus A an. Befruchtungen in diesem Termin sollen bei einer solchen Frau immer zu Knabenerzeugungen führen. Erfolgt jedoch die einzige Befruchtung etwa 5—3 Tage vor der nächsten Menstruation, so ist bei diesem Typus ein Mädchen zu erwarten. Führt aber der erste Termin zur Zeugung eines Mädchens, so liegen die Verhältnisse umgekehrt (Typus B). Auch nach Brodauf besteht also die Möglichkeit, mitbestimmend auf das Geschlecht des Kindes einzuwirken, indem man dem Tag der einzigen Befruchtung besondere Aufmerksamkeit schenkt. Voraussetzung dafür ist, daß man an einer bereits erfolgten Geburt den Ovulationstypus erkannt hat.

Cicely Erskine fußt auf der Seitentheorie und gibt damit ihren Beobachtungen eine Erklärung, während Brodauf in der Überreife, deren Bedeutung aus den

<sup>3)</sup> Ein kritisch-statistischer Beitrag zur Lösung des Problems von der willkürlichen Geschlechtsbestimmung beim Menschen. Verlag Richard A. Giesecke, Dresden. Hier sei auf die prachtvollen Tafeln aufmerksam gemacht, die diesem Werk beigegeben sind. Durch die saubere Ausführung dieser Tafeln werden selbst schwierig gestaltete Zusammenhänge dem Leser klar vor Augen geführt.

Hertwigschen Versuchen hervorgeht, die Grundlage für die Aufstellung seiner Ovulationstypen gefunden hat. Dieser Unterschied ist in der theoretischen Einstellung begründet. In den praktischen Vorschlägen ähneln sich die Arbeiten der eifrigen Forscherin und des gründlichen Theoretikers in mancher Beziehung. Wer sich für das Problem der Geschlechtsbestimmung interessiert, der nehme die beiden Bücher zur Hand.

Zr.

---

**Der Deutsche Aerzte- und Volksbund für Sexualethik** wurde im vergangenen Jahre gebildet, um die sittlichen und gesundheitlichen Schäden der Gegenwart zu bekämpfen und die Gesetzesbestimmungen durch sachkundige Mitarbeit entsprechend zu ändern. Der Bund, in dem hervorragende Aerzte, daneben auch Juristen und Theologen, aus Deutschland und Österreich vertreten sind, erstreckt einem von ihm verbreiteten Aufruf zufolge seine Tätigkeit auf alle Gebiete des Volkslebens und der Gesetzgebung, soweit sie das sittliche Leben betreffen. Er tritt der Abtreibungsseuche entgegen, befaßt sich mit den Fragen der sogenannten eugenischen und sozialen Indikation, mit der Behandlung der Homosexualität, mit der Aufklärung über die Schwangerschaftsverhütung, die den rasch fortschreitenden Rückgang unserer Volkszahl zur Folge hat u. a. m. Es ist selbstverständlich, daß der Bund auch alle Maßnahmen unterstützt, die die Ursachen dieser Nöte beseitigen wollen, wie Wohnungsbau, Siedlungs- und Kleingartenbestrebungen, Kampf gegen den Alkoholismus und gegen Schmutz und Schund.

(„Südd. Zeitung.“)

**Bevölkerungsbewegung.** Das Reichsgesundheitsblatt 1926, Nr. 3, bringt die Bevölkerungsbewegung der deutschen Städte (333 Orte) für das 3. Vierteljahr 1925. Danach betrug die Zahl der Lebendgeborenen 16,8 auf 1000 Einwohner und Jahr, gegenüber 15,8 im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Die Zahl der Gestorbenen war 10,9 auf 1000, gegenüber 10,4 des Vorjahres, also etwas höher, die Säuglingssterblichkeit 1,7 gegenüber 1,6 des Vorjahres, die Tuberkulosesterblichkeit 0,95 gegen 1,16.

(„Klin. Wochenschr.“)

**Der Körpergeruch des Menschen.** Daß jeder Mensch seinen individuellen Geruch besitzt, ersieht man daraus, daß die mit weit besserem Geruchssinn ausgestatteten Hunde imstande sind, nur mit dem Riechorgan die Spur ihres Herrn zu finden, der vielleicht schon vor längerer Zeit einen Weg gegangen war. Ich brauche nur an die glänzenden Erfolge zu erinnern, die man mit Polizeihunden gemacht hat. Der Körpergeruch ist, wie Professor Dr. A. Basler in seinem soeben bei der Franckhschen Verlagshandlung in Stuttgart erschienenem Buche: „Einführung in die Rassen- und Gesellschaftsphysiologie“ sagt, an die Sekrete bestimmter Körperteile geknüpft, wobei in erster Reihe die Achselhöhlen erwähnt werden müssen. In ihnen findet auch in der Regel reichliche Schweißbildung statt. In dem Schweiß dieser Hautregionen sind neben Bestandteilen, die für unsere Frage keine Bedeutung haben, zahlreiche Fettsäuren enthalten. So Ameisen-, Essig-, Butter-, Propion-, Kapron- und Kaprinsäure. Außerdem wohl noch einige bisher nicht feststellbare flüchtige Substanzen. Durch Mischung der genannten Stoffe in verschiedenen Mengenverhältnissen kommen wohl die persönlichen Verschiedenheiten zustande. Bei manchen Leuten ist die Ausscheidung von Riechstoffen so stark, daß sie selbst auf große Entfernungen wahrgenommen wird. Besonders ausgesprochen ist dies bei manchen Rothaarigen der Fall, bei denen die Ausdünstungen dem Ziegengeruch ähnlich sein sollen. Eingehend unterrichtet hierüber Professor Schiefferdecker in seiner Artikelreihe: Über den Duft der Tiere und Menschen in Heft 1—4 des 13. Jahrgangs von „Geschlecht und Gesellschaft“.

**Korsett und Bleichsucht.** Der in der wissenschaftlichen Welt rühmlichst bekannte Direktor des Krankenhauses St. Georg in Hamburg, Professor Dr. Deneke, macht eine für die ganze Frauenwelt ungemein wichtige Mitteilung. Er berichtet, daß etwa seit dem Jahre 1905, seitdem das Korsett aus der Mode kam, auch gleichzeitig die Bleichsucht der Mädchen verschwand. Mit dieser Beobachtung ist der von Ärzten schon oft vermutete Zusammenhang zwischen Bleichsucht und einschnürender Kleidung klar erwiesen. Deneke erklärt diesen Zusammenhang noch näher dadurch, daß durch die Einschnürung die den Eisenstoffwechsel unterhaltenden Organe, Leber und Milz, in ihrer Leistung beeinträchtigt werden. Mögen sich alle Mütter und Mädchen diese unwiderleglich klare Lehre zur dauernden Richtschnur nehmen und jegliche beengende Kleidung ein für allemal als im höchsten Grade gesundheitsschädlich verbannen. Bei Schulmädchen, zumal, wenn es der Schulentlassung entgegengeht, findet man leider noch immer Leibchen mit Stangeneinlagen oder zu enger Schnürung. Fort damit!

(„Sexualhygiene“.)

**Die Ursachen der Nervosität.** Über dieses Thema sprach Dr. Adler, Wien, vor einiger Zeit im sozial-wissenschaftlichen Klub in Dresden. Er führt die Nervosität auf ein Minderwertigkeitsgefühl zurück, das schon im frühesten Kindesalter auftritt und später sich in Angstzuständen, Zwangsvorstellungen und Geisteskrankheiten auswirkt. Das ausgeprägte Minderwertigkeitsgefühl des Kindes ist oft lediglich durch die Beziehungen zum Erwachsenen bedingt, der in ihm meist nicht einen vollwertigen Menschen sieht. Andererseits kann dieses Gefühl jedoch auch durch angeborene organische Defekte hervorgerufen werden. Es sei besonders an die Linkshändigkeit erinnert. Als einen Erziehungsgrundsatz stellt Adler den kategorischen Imperativ auf „Ermutige dein Kind“. Drei Hauptfragen unterscheidet der Vortragende: Nach der Beziehung des Individuums zum Mitmenschen, seiner Einstellung zur Arbeit und nach der Beziehung zwischen den Geschlechtern.

1. Der Neurotiker entwickelt ein ausgesprochenes Einsamkeitsgefühl, das vor allem durch sein Mißtrauen zum Mitmenschen hervorgerufen wird.

2. Er glaubt Hemmungen zu haben, die ihn an einer positiven Arbeit verhindern.

3. Er kommt nie ganz von der Mutter los, es fällt ihm schwer, andere Beziehungen und Verbindungen zum andern Geschlecht einzugehen.

Adler faßte diese Eigenschaften des Nervösen kurz dahin zusammen: „Er lebt nur bedingungsweise“. Zum Schluß empfahl der Vortragende zur Bekämpfung der Nervosität den aktiven Optimismus. Sck.

**Der unsittliche Tiroler.** Heute, wo man in Stadt und Land junge Burschen und Männer sowie auch Mädchen mit halbnackten Beinen gehen, radeln und Sport treiben sieht, ohne daß es besonders auffällt, wird man es kaum glauben, daß noch vor zwanzig Jahren in Stuttgart ein Tiroler zur Wache gebracht wurde, weil er sich des „Vergehens der Unsittlichkeit auf öffentlichem Platze“ dadurch schuldig gemacht hatte, daß er sich vor der Residenz und im königlichen Stadtpark, wo lauter nackte Figuren stehen, mit kurzen Hosen und nackten Knien sehen ließ. Als ihm sein Vergehen vorgehalten wurde, meinte er: „Ja, bei uns dahoam geht ma halt nöt anderscht!“ Das ließ aber die Polizei nicht gelten, da man in Schwaben andere sittliche Begriffe habe als in wilden Ländern.

(„Bay. Zeitung“.)

**Über das Heiratsalter.** Das statistische Reichsamt veröffentlicht soeben eine Übersicht über die Eheschließenden nach dem Alter. Für Männer und Frauen ist sie gleichermaßen lesenswert, da man aus den sehr sorgfältig aufgestellten Tabellen die Heiratsaussichten der Frauen vom 15. bis zum 40. Jahre für jedes einzelne Jahr genau nachprüfen kann und vom 40. Jahre ab bis zum

60. die Aussichten von jedesmal 5 Jahren beurteilen kann. Selbst die Heiratsaussichten der Frauen über 60 Jahre lassen sich noch genau überblicken.

Das jüngste Heiratsalter für die Männer, das statistisch erfaßt wird, ist das 18. Lebensjahr. Im letzten Jahre, für das die Statistik abgeschlossen ist, heirateten in diesem Alter 398 Männer, von denen sich zwei eine Lebensgefährtin im Alter von 15 bis 16 Jahren holten, während die meisten — 80 an der Zahl — sich eine um ein Jahr ältere Lebensgefährtin, also eine Frau im Alter von 19 bis 20 Jahren, auserwählten. Fünf zogen es vor, eine Lebensgefährtin zu gewinnen, die im Alter von 28 bis 29 Jahren stand, und ein Achtzehnjähriger heiratete sogar eine vierzigjährige Frau.

2325 Männer heirateten im Alter von 19 und 20 Jahren, 7610 waren noch nicht 21 Jahre alt, als sie in den heiligen Stand der Ehe traten. Im 21. Jahre werden Mann und Frau volljährig. Von diesem Zeitpunkte ab sind sie auch hinsichtlich der Heirat Herr ihrer eigenen Entschlüsse.

Im 21. Jahre steigt bei den Männern die Heiratsziffer sofort von 7000 auf 35000 an. Die meisten Männer treten im Alter von 22 bis zu 24 Jahren in die Ehe ein. In jedem dieser Lebensalter überstieg die Zahl der Eheschließungen 50000. Am höchsten war sie für das Alter von 23 bis 24 Jahren mit nahezu 55000. Männer in diesem Alter begehren schlechthin Frauen jeden Alters. Sie verbanden sich mit 15jährigen Mädchen und verschmähten auch nicht Frauen, die bereits über 60 Jahre alt waren. Die größte Aussicht, sich mit Männern dieser Jahrgänge zu verbinden, haben aber die Frauen von 20 bis 24 Jahren.

Nach der Statistik heiraten viele Tausende Frauen aber schon in viel jüngerem Lebensalter. Im gleichen Jahre traten 45 junge Mädchen unter 16 Jahren in die Ehe ein. Im Alter von 16 bis 17 Jahren standen bei ihrem Ehebeginn 881 Mädchen. 4220 heirateten, als sie 17 bis 18 Jahre alt waren. Die 18- bis 19jährigen sind in der Gesamtzahl der Eheschließungen schon mit über 13000 beteiligt. Bei den 19- bis 20jährigen verdoppelt sich diese Ziffer auf 27000. Mit dem 20. Jahre beginnt für die Frauen eines der besten Heiratsalter. 42000 Frauen verbanden sich in diesem Alter mit Männern im Alter von 18 bis 60 Jahren, 11 heirateten sogar noch ältere Männer. Die Höchstzahl der Eheschließungen liegt bei den Frauen im Alter von 22 bis 23 Jahren. 29 solcher Frauen heirateten 18jährige Männer, 17 verbanden sich mit über 60jährigen Männern; die größte Zahl — über 8000 — entfällt aber auf Männer zwischen 23 und 24 Jahren. Ein starkes Absinken der Häufigkeit der Eheschlüsse tritt bei den Frauen bereits im 27. Jahre auf. Hier erreicht die Zahl der eheschließenden Frauen immerhin noch 30000 jährlich. Im 30. Jahre heiraten nur noch 16000. Im 33. sinkt die Heiratsziffer schon unter 10000, im 38. fällt sie unter 5000, erreicht im 39. einen Tiefstand von rund 3500 und hält sich dann bis zum 60. Jahre zwischen 2000 und 3000. Im Alter von 50 bis 60 Jahren heirateten immerhin noch über 2200 Frauen, und von den 60jährigen und über 60 Jahre alten Frauen traten in die Ehe noch 1364 ein. Die meisten über 60 Jahre alten Frauen verbinden sich mit Männern, die das sechzigste Lebensjahr ebenfalls überschritten haben. Drei fanden einen Mann, der noch nicht 40 Jahre alt, zwei einen, der noch nicht 30 Jahre alt war.

Die jüngsten Männer, die mit 60jährigen Frauen die Ehe schlossen, waren noch nicht 24 Jahre alt. Die über 60 Jahre alten Männer verteilen sich fast über alle Altersklassen der Frauen. Zwei fanden eine Frau unter 18 Jahren, 11 eine zwanzigjährige, über 70 eine dreißigjährige.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß das beste Heiratsalter der Frauen zwischen 20 und 25 Jahren liegt und das beliebteste Heiratsalter der Männer zwischen 21 und 28 Jahren. Danach kann sich jeder Mann und jede Frau ausrechnen, welche Aussichten ihnen die Reichsstatistik für den Eheschluß in ihrem Alter eröffnet.

(„Magdeburger Zeitung“.)

**Veränderung der Frau durch die Ehe.** Professor Mayer (Tübingen) stellt in der M. m. W. 26, Heft 9, einige körperliche und seelische Veränderungen fest, die Frauen bald nach Eintritt in die Ehe durchmachen. Zunächst erwähnt er eine Gewichtszunahme in den ersten Monaten der Ehe, oft in Form von vermehrtem Fettansatz an Hüften und Gesäß; aus der physiologischen „Gewichtsabnahme der Braut“ und der Verbesserung der wirtschaftlichen Lage lassen sich diese Veränderungen nicht erklären. Verfasser glaubt, daß das resorbierte Sperma wie eine Art Ferment im Körper eine Stoffwechsellumstellung herbeiführt. Auch das Nachwachsen des infantilen Uterus kommt möglicherweise „auf hormonalem Wege“ zustande. Die bekannte „Dysmennorrhoe der Braut“, die in der Ehe oft bald verschwindet, ist der Ausdruck einer spezifischen Angstneurose der Brautzeit; sie fällt in der Ehe fort, sobald der Neurose die Grundlage entzogen ist. Die seelische Umstellung (Fortfall von Hemmungen, sicheres Auftreten usw.) sind Folge der Änderung der Verhältnisse, z. T. aber auch sind sie nur scheinbar und hängen mit der anderen Einstellung des Untersuchers gegenüber einer Jungfrau und einer verheirateten Frau zusammen. Das Aufgeben eines Berufes, besonders eines künstlerischen, erklärt Verfasser aus der natürlichen Anlage, nach der die Frau lieber Weib als Erwerberin sein will. Als letzten Punkt erwähnt Verfasser die merkwürdige Anpassungsfähigkeit der Frau an neue soziale Verhältnisse in der Ehe. „Manches Dienstmädchen hat es darum zur Marquise gebracht und führt seine Rolle gut durch; aber keinem Leibkutscher ist es gelungen, ein wirklicher Prinz zu werden.“ „Allen diesen verschiedenen Arten, auf die Ehe zu reagieren, steht beim Manne höchstens eine Vermehrung der Spermaproduktion gegenüber, entsprechend dem vermehrten Spermaverbrauch. Man kann daher von einer spezifisch weiblichen Reaktion auf die Ehe oder von einem Geschlechtsunterschied in dieser Reaktion sprechen.“

(„Blätter für biologische Medizin“.)

**Die Wohnungsnot als Sexualproblem.** Der bedeutungsvollen und lesenswerten Broschüre „Kulturschande“ von dem bekannten Wohnungspolitiker Victor Noack (Beiträge zum Sexualproblem, Verlag „Der Syndikalist“) entnehmen wir folgende Angaben, die ein erschütterndes Bild von dem heutigen Wohnungselend zeigen.

„Ich gebe Ihnen einige Zustandschilderungen von Wohnungen, worin Kinder leben müssen:

In Gehren, im schönen Thüringer Wald, besichtigte ich im Sommer 1924 die Wohnung der sieben Köpfe großen Familie eines Schuhmachers. Dieses „Heim“ bestand aus Kammer und Küche. Die Fensterhälfte der Küche war Werkstätte; ein Sofa und davor ein Tisch charakterisierten die Mitte als Wohnraum, daran schloß sich der Küchenherd. Aber das Sofa diente 2 Knaben von 7 und 8 Jahren als Nachtlager. Beide körperlich unterentwickelt wie Fünfjährige. Neben dem Herd führte eine Tür in die Kammer. Ein finsternes Loch, ohne Ofen, ohne Fenster. In der Hinterwand war einer von den Lehmplattensteinen herausgebrochen, um einen Luftdurchzug zu ermöglichen. Unter dem Luftloch lag draußen die Abortgrube. Hineinziehender Küchendunst erzeugte Schwitzwasser an den kalten Wänden der Kammer; sie waren verschimmelt. Zwei Betten standen an der Breitwand so eng nebeneinander, daß die Benutzer des hinteren über die des vorderen hinwegkriechen mußten. Unter den Betten lagerten Winterkartoffeln. Im hintern Bette, an der schrecklichen Wand schliefen zwei Töchter von 11 und 13 Jahren und ein zwölfjähriger Sohn. Vorn schlief der Vater mit der Stiefmutter. Er Fünfziger, sie Dreißigerin. Er hatte sie vor zwei Jahren geheiratet. Die erste Frau und Mutter der Kinder war, nachdem sie 13 Jahre in dieser Wohnung gelebt und fünf Kinder geboren hatte, an Tuberkulose gestorben.

In Senftenberg fand ich Familien wohnen in Waschküchen, in Hausböden,

in Unterständen und Holzhütten. Zu vieren und fünf schliefen in einem Raum, so eng, daß zwei Bettstellen übereinandergestockt waren, im oberen die Kinder, unten die Eltern. Junge Eheleute hausten hinter durchlöchernten, geborstenen Holzwänden. Man hatte verlernt sich zu genieren. In einer Baracke wohnte ein Ehepaar mit vier Kindern aus erster und zweiter Ehe in nur zwei Räumen, wovon einer zu eng war, um ein Bett darin aufstellen zu können; so schliefen sechs Menschen in einem Raum: Eltern, zwei Töchter im Alter von 8 und 22 Jahren, zwei Söhne von 12 und 24 Jahren. In der Barackensiedlung des Tochterwerkers „Marga“ der „Ilse-Bergbau A.-G.“ in Senftenberg waren die Innenwände so dünn, daß der Nachbar auch Geflüster hörte. Ledige und Familien wohnten benachbart, und vielfach waren Löcher in die Wände gebohrt. Man hatte es allmählich aufgegeben, sie mit Papier zu überkleben: „Es hat ja doch keinen Zweck!“. In Magdeburg fand ich Am krummen Berg eine Hofwohnung, im Erdgeschoß gelegen, Kammer und Küche. Der Ehemann 31, die Frau 27 Jahre alt, das jüngste Kind halbjährig, das älteste, ein Mädchen, neunjährig. Die Neunjährige hatte man zum 19jährigen Schwager (Schlafbursche) gebettet. In derselben Stadt beklagte sich die Insassin einer Wohnung am Alten Fischerufer, eine Witwe, bitter darüber, daß ihre Kinder, 13jähriges Mädchen und 11jähriger Knabe, das Leben und Treiben der im selben Hause wohnenden Prostituierten mit anhören und sehen könnten. Vom magdeburgischen Wohnungsamt hörte ich, daß die 12jährige Tochter eines Wohnungsinhabers den 9jährigen Sohn der durch das Wohnungsamt einquartierten Familie sexuell verführt hatte. In dem Hause Lödischehofstr. 25/27 waren im schmalen, dunklen Hofe drei Aborte gelegen, die von 27 Familien gemeinsam benutzt wurden. In Burg bei Magdeburg fand ich in der Brüderstr. 39 eine neunköpfige Familie, Eltern und sieben Kinder im Alter von 9 Wochen bis zu 21 Jahren, denen zusammen ein Schlafraum mit vier Betten zur Verfügung stand: ältester Sohn 18, Töchter 16, 17 und 21 Jahre alt. In Brandenburg (Havel) wohnte in der Lindenstr. ein Ehepaar mit fünf Kindern (zwei Töchter von 9 und 11 und drei Söhne von 15 bis 19 Jahren). Das Bettenproblem wurde gelöst, indem man den 17jährigen Jungen zum 9jährigen Mädcl legte.

Für Berlin gebe ich Ihnen nur zwei Fälle, die mir von zuverlässiger Seite vor wenigen Tagen gemeldet wurden:

Zerndorfer Straße 37, erstes Quergebäude, wohnen in einer Stube und kleiner Küche Eheleute mit ihren zwei Kindern, einem zehnjährigen Mädchen und einem zweijährigen Knaben. Als Untermieter wohnen bei ihnen die jüngere verheiratete Schwester der Ehefrau und deren Mann. Die Schwester ist schwanger. Diese sechs Menschen schlafen in drei Betten. Der Ehemann ist Schlosser vom Beruf, aber seit langem erwerbslos, leidet an Gonorrhöe. Er hat seine zehnjährige Tochter angesteckt.

Königsberger Straße 37. erster Seitenflügel, bewohnten 1920 neun Personen Stube und Küche: 48jähriger Vater, 46jährige Mutter, vier Töchter im Alter von 20, 19, 18 und 15 Jahren, drei Söhne, 16-, 11- und 8jährig. Soziologisch sehr interessant ist, was bis heute, also im Verlauf von etwas über vier Jahren, aus dieser Familie — wesentlich infolge Wohnungselends — geworden ist:

Der Vater hat seine 17jährige Tochter mißbraucht und kam wegen Verbrechens der Blutschande ins Gefängnis; er befindet sich gegenwärtig in der Irrenanstalt Herzberge. Die Mutter ernährt sich als Lumpenhändlerin. Die älteste Tochter ist verheiratet und bewohnt die eben erwähnte Wohnung der Eltern. Die heute 23jährige zweite Tochter ist ebenfalls verheiratet; sie wohnt im Keller des Quergebäudes des gleichen Hauses, arbeitet nicht und treibt sich nachts herum. Ihr Ehemann sitzt im Gefängnis. Bei ihr wohnt die heute 22jährige dritte Tochter: Kontrollmädchen und seit kurzem spurlos verschwunden. Die

jüngste, heute etwa 20jährige Tochter ist aus der Fürsorge entwichen. Die letzte Nachricht von ihr kam aus Italien, wo sie angeblich als Tänzerin mit einer Truppe herumzieht. Der älteste, etwa 20jährige Sohn sitzt wegen Urkundenfälschung im Gefängnis; er ist für seinen Vetter, da er gerade arbeitslos war, auf dessen Papiere ins Gefängnis gegangen. Der heute 16jährige zweite Sohn ist seit Jahren in einer guten Landstelle in Pommern untergebracht. Der jüngste, heute etwa 14jährige Sohn war ebenfalls auf dem Lande untergebracht, befindet sich jedoch jetzt bei der Mutter, die in einem stockfinstern Keller (Königsberger Straße 37) bei der 86jährigen Großmutter und einem Bruder einwohnt. Dort schlafen vier Menschen in zwei Betten.

Und wie sieht es nun auf dem Lande aus?

Ich habe Landarbeiterwohnungen im Kreise Calau besichtigt. Auf dem einem Baron v. Muschwitz gehörigen Gut Geisendorf bei Neu-Petershain hauste ein Landarbeiter mit Weib und sieben Kindern in einem Blockhause, das eine Stube, die zugleich Küche ist, und eine Kammer enthält. Wände und Dach sind so undicht, daß der Wind den Staub hineinfegt und es auf den Tisch regnet. Der 43jährige Mann lebt in freier Ehe mit einem 38jährigen Weibe. Die Kinder entstammen verschiedenen Verhältnissen. Alle schlafen auf losem Stroh, ohne Strohsack, in aus rohen Brettern hergestellten Verschlagen. In der Küche, wo auch gekocht wird, schlafen in einem Verschlage drei Jungen von 6, 10 und 12 Jahren. Auf dem Sofa, unmittelbar neben dem Bett der Alten, schläft die 18jährige Tochter der Frau. In der Kammer schlafen drei Söhne von 13, 18 und 19 Jahren, der 18jährige allein, weil er die Gewohnheit hat, seine Leibesbedürfnisse ins Stroh zu verrichten.

Ein paar Häuser weiter wohnt eine Arbeiterfamilie von acht Köpfen: die Eltern von 45 und 48 Jahren, vier Söhne von 6 bis 23 und zwei Töchter von 18 und 22 Jahren. Es ist bezeichnend, daß es wiederholten Rechnens mit der Frau bedurfte, um auch nur die Zahl ihrer Kinder festzustellen, und daß sich die Mutter überlegen mußte, wie denn ihre Kinder mit Vornamen heißen. Auch diese Familie schläft auf Strohschütten in einem Raum, der gleichzeitig Küche, Wohn- und Schlafrum ist. Ein Mädchen von 18 Jahren schläft in einem Bett mit dem 10jährigen Bruder. Die Fenster können nicht geöffnet werden, weil dabei die Holzrahmen auseinanderfielen. Die Scheiben sind teilweise durch Papier ersetzt. Da ein Schweinestall fehlt, ist das Schwein in der Kammer untergebracht. Ueber den schmalen Hausflur rinnt die Jauche. Die Stubentür ist nur von außen durch einen Holzriegel schließbar. Man hat sich nicht einmal die kleine Mühe gemacht, innen einen Haken anzubringen, um sich gegen Ueberrumpelung, z. B. durch die unter demselben Dach einquartierten polnischen Schnitter zu schützen.“

**Gibt es „Krebswohnungen“?** Während die Tuberkulosesterblichkeit, wie der Hinweis auf S. 89 zeigt, zurückgegangen ist, hat die Furchtbarkeit des Krebses mit einer unerhörten Regelmäßigkeit zugenommen. Das geht auch aus dem im Verlag von Emil Pahl erschienenen Werk von J. Ellis Barker: Krebs, Seine Ursachen und sichere Verhütung (1925) hervor, in dem die Krebsfrage mit größter Gründlichkeit behandelt wird. Ein Beitrag zu der Frage der Verhütung des Krebses ist der von Hedwig Winzer auf Seite 71—74 gedruckte Artikel. Hierzu bringt die in den „Dresdner Nachrichten“ vom 18. 5. 26 gebrachte Mitteilung eine eigenartige Ergänzung:

In der Pariser Akademie für Medizin machte kürzlich der Arzt Dr. Gerin die Mitteilung, daß nach seinen Feststellungen und Beobachtungen ein bestimmter Einfluß der Wohnungen auf die Verbreitung des Krebses nicht gut bestritten werden könne. Ein Pförtner sei vierzehn Monate nach dem Tode seiner Frau, die krebskrank gewesen sei, gleichfalls an Krebs gestorben. Eine Frau sei in

einer Wohnung, in der elf Monate vorher eine andere Frau an Krebs gestorben sei, dem Krebs erlegen. Zwei Eheleute, die eine Wohnung bezogen hätten, in der ein Mann an Krebs gestorben war, seien nach wenigen Monaten krebkrank geworden und gestorben. In einer anderen Wohnung geschah dieses: Ein Krebskranker starb; fünfzehn Monate später starb die Mieterin, die nach ihm die Wohnung bezogen hatte, an Brustkrebs, und nach weiteren dreizehn Monaten starb der nächste Mieter an Magenkrebs. Dr. Gerin erwähnte noch mehr als dreißig andere „Krebswohnungen“, in denen er nach einem ersten Krebstode zwei, drei und vier andere Krebsfälle mit tödlichem Ausgang habe feststellen können. Von anderen Aerzten werden diese Beobachtungen trotz alledem nicht als beweiskräftig genug erachtet. Es ist jedoch nicht einzusehen, weshalb sie bei der Behandlung des Krebsproblems nicht mit in Erwägung gezogen werden sollten; man brauchte ja nur die Wohnung, in der ein Mensch an Krebs gestorben ist, zu desinfizieren, um die Ansteckung (falls eine solche möglich ist) zu verhüten. Das ist es auch, was Dr. Gerin erreichen will; er weist statistisch nach, daß nach sorgfältiger Desinfektion einer „Krebswohnung“ der Krebs sich daselbst nicht wieder gezeigt habe.

## Bücherschau.

**B. Aschner:** Die Konstitution der Frau. J. F. Bergmann, Verlag, München.

Ein Buch von reformatorischer Bedeutung. Das Wichtigste sei hier kurz angegeben. Vor allem gehören hierzu die Erneuerung der Lehre vom Habitus und von den Allgemeinkrankheiten als Grundlage einer praktisch brauchbaren Konstitutionslehre und die Ergänzung der Konstitutionstypen, die nach Geschlecht, Pigmentierung, Temperament, Körpermaßen, Verhalten der Muskulatur, Lebensalter und vorherrschendem Organsystem eingeteilt werden.

Interessant ist es, den therapeutischen Maximen Aschners im Einzelnen zu folgen, besonders, was die Diät anbelangt. Ich greife einige Beispiele, die die allgemeine Richtung der Reformbestrebungen kennzeichnen, heraus. So verordnet Aschner bei Magenschlaffung oder nervösen Verdauungsstörungen nicht flüssige, sondern gerade flüssigkeitsarme Diät und mehr feste und breiige Kost. Er ist dabei vor allem gegen Wasser, süße Milch, Kakao und russischen Tee, dagegen für starken Bohnenkaffee, kohlen säurehaltiges Wasser, Bier, saure Milch und echten milden Rotwein (Bordeaux). Kräftige Rindssuppen hält er für besser als falsche Suppen (Einbrennsuppen, legierte Suppen usw.), Fisch und mageres Fleisch für zuträglicher als rein vegetarische Kost. Weizenbrot soll vor anderen Brotsorten vorgezogen, Kartoffeln nicht als Püree, sondern einfach gekocht oder in wenig Fett gebraten gegeben werden. Grüne Gemüse werden einfach in Salzwasser gekocht gut vertragen, nicht dagegen Hülsenfrüchte, Erbsen, Bohnen usw. Empfohlen werden ferner grüner Salat und die meisten Kompottarten. Außer diesen Diätregeln sollen gymnastische Übungen und Hydrotherapie von großer therapeutischer Bedeutung sein.

Speziell die Verstopfung sucht Aschner mit aller Energie zu bekämpfen, da er in ihr die Ursache zu vielen Beschwerden und ernsten Erkrankungen sieht. So führt er häufige Kopfschmerzen in vielen Fällen auf Obstipation zurück und warnt vor oberflächlicher Verordnung von Kopfschmerzmitteln. Ähnliches gilt für viele Hautkrankheiten, Neuralgien, Stoffwechselstörungen, Schleimhautkatarre; und die Blinddarmentzündung sei vorbeugend durch Behandlung der ihr meist vorausgehenden Verstopfungserscheinungen zu bekämpfen.

Diese Beispiele sollen genügen. —

Dadurch, daß Aschner die Streitfrage, ob unter Konstitution das gesamte Körpersubstrat oder nur das Angeborene zu verstehen sei, in den Vordergrund seiner Betrachtungen stellt, hat er der Aufnahme seines Buches in den Kreisen der Konstitutionsforscher sicher geschadet. Wenn auch Aschner die Definition der Konstitution als Körpersubstrat als therapeutisch wertvollere vorziehen zu müssen glaubt, so kommt es ja schließlich weniger darauf an, wie weit wir den Begriff „Konstitution“ ausdehnen, als vielmehr darauf, daß man — und das ist der Kern der Aschnerschen Ideen — eine Krankheit, die als angeboren betrachtet wird, dennoch therapeutisch zu beeinflussen sucht. Der therapeutische Pessimismus und Nihilismus, der im Gefolge der Konstitutionslehre in den letzten Jahrzehnten auftrat (aber nicht auf gewisse Konstitutionstheorien beschränkt war, d. Ref.), soll einem therapeutischen Optimismus Platz machen: „Ja wir müssen, wenn wir als Ärzte therapeutische Erfolge haben wollen, möglichst viel von der Konstitution als beeinflussbar betrachten“ (Aschner). Die Opposition gegen die bisherige Konstitutionsforschung macht sich vor allem in der Besprechung der Aufgaben und Methoden dieser Lehre geltend. Viel bedeutungsvoller aber als diese Vorkehrung eines äußeren Gegensatzes sind die Vorschläge, die Aschner bringt, um der Renaissance der klassischen Medizin zum Durchbruch zu verhelfen. Zu seinen hauptsächlichsten Forderungen gehören: mehr Synthese, richtiges Klassifizieren, Hervorheben und Erkennen des Typischen — immer mit der Begründung, daß diese Methoden praktische und therapeutische Fortschritte brächten. Durch die „möglichst weitgehende Erfassung typischer Habitusformen“ und die „Erforschung der Allgemeinkrankheiten bzw. Säftestörungen“ soll die fast ganz vergessene Therapie der klassischen Medizin mit ihrer humoralpathologischen Richtung wieder zur Geltung kommen. Zr.

**Beiträge zum Sexualproblem.** Herausgegeben von Dr. Felix A. Theilhaber. Verlag „Der Syndikalist“. Berlin.

Heft 1 (Theilhaber, Die menschliche Liebe) und Heft 2 (Dr. Felix Sernau, Das Fiasko der Monogamie) befassen sich mit der menschlichen Ehe, deren biologischer und soziologischer Bedeutung. Beide Verfasser weisen viele Unzulänglichkeiten des Ehrechts nach und vor allem Sernau zeigt die Ursachen des „Fiaskos“. In Heft 3 werden von Alfons Schöne die Beziehungen zwischen „Krieg und Sexualität“ erörtert. Dr. Batkis, Moskau, schildert im 4. Heft (Sexualrevolution in Rußland) den gegenwärtigen Stand der sexuellen Frage in Rußland, die bisherige Entwicklung seit der Revolution und die Gegensätze zur Auffassung im Zarenstaate. Auch das 5. Heft (Dr. Haustein, Geschlechtskrankheiten und Prostitution in Skandinavien) bringt interessante Tatsachen auf diesem Gebiete. Aus dem 6. Heft über die Wohnungsnot als Sexualproblem von Viktor Noack („Kulturschande“) haben wir einige besonders kulturwidrige Fälle entnommen. (Siehe S. 92.) In zwei weiteren Heften wird die Frage der Schwangerschaftsunterbrechung von dem Standpunkt des „Rechts über den eigenen Körper“ von Wilhelm Schöffler und unter dem Titel „Zuchthaus oder Mutterschaft“ von vier Reden von Schöffler, Theilhaber, Dr. Marta Ruben-Wolf und Dr. Leo Klauber beleuchtet. In einem letzten Heft wird auch die „Nacktkörperkultur“ als ein Weg zur Gesundung unseres Geschlechtslebens von Alfons Schöne gefordert. Alle bisher erschienenen Hefte kann man jedem Fortschrittlichen empfehlen; eine Fortsetzung der Sammlung ist zu begrüßen. Zr.

---

Herausgeber Rich. A. Giesecke. Verantwortlich für den Inhalt des Originalteils E. Schürmann, für den Referaten- und Anzeigenteil G. Zeuner, Dresden-A., Hettnerstr. 4. — Alle Zuschriften an den Verlag R. A. Giesecke, Dresden-A. 24. Druck von G. Reichardt, Groitzsch, Bez. Leipzig.



Verlag „Der Syndikalist“  
 Fritz Kater, Berlin O 34, Kopernikus Straße 25  
 Fernsprecher Königsstadt 7425      Postscheckkonto Berlin Nr. 138928

## Beiträge zum Sexualproblem

Herausgegeben von  
**Dr. Felix A. Theilhaber.**

- Heft 1: *Dr. Felix A. Theilhaber*: Die menschliche Liebe.  
 „ 2: *Dr. Felix Sernau*: Das Fiasko der Monogamie.  
 „ 3: *Alfons Schoene*: Krieg und Sexualität.  
 „ 4: *Dr. Batkis, Moskau*: Die Sexualrevolution in Rußland.  
 „ 5: *Dr. Haustein*: Prostitution und Geschlechtskrankheiten  
 in Skandinavien.  
 „ 6: *Victor Noack*: Kulturschande. Die Wohnungsnot als  
 Sexualproblem.  
 „ 7: *Dr. Felix A. Theilhaber*: Die Prostitution.  
 „ 8: *Wilhelm Schöffler*: Das Recht auf den eigenen Körper.  
 „ 9: *Dr. Heiler*: Sexualität und Erotik. (In Vorbereitung.)  
 „ 10: *Alfons Schoene*: Nacktkörperkultur. Ein Weg zur Ge-  
 sundung des Geschlechtslebens.  
 „ 11: *Wilh. Schöffler, Dr. Felix A. Theilhaber, Dr. Martha Ruben-  
 Wolf, Dr. Leo Klauber*: Zuchthaus oder Mutterschaft.

Preis für jedes Heft 0,40 Mark.

<i>Dr. Ludwig Bergfeld</i> : Seliges Verstehen. Das Erkenntnisproblem des Jungmädchens. Ein offener Brief an die Frauenwelt	0,80
<i>Fritz Oerter</i> : Freie Liebe . . . . .	0,15
<i>Max Winkler</i> : Das Geburtenproblem und die Verhütung der Schwangerschaft . . . . .	0,50

Versand gegen Nachnahme oder  
 Voreinsendung des Betrages.



# Sind Sie fortschrittlich?

d. h. schreiten Sie wirklich fort mit Ihrer Zeit? Von der Politik wollen wir nicht reden. — Politik bleibt bei uns grundsätzlich ausgeschaltet. Um fortschrittlich zu sein, müssen Sie auch nicht etwa einer Partei, einem Verein oder einer Gesellschaft angehören. Nein, wir fragen Sie ganz einfach: sind sie fortschrittlich

## oder bleiben Sie stehen?

Sie wissen, Stillstand ist Rückschritt. Lassen Sie sich rechtzeitig warnen, lassen Sie sich zurufen:

## Sie gehen zurück

und denken Sie daran, was wir Ihnen schon oft sagten

### Halten Sie Umschau

### indem Sie „Die Umschau“ halten!

Wie einfach ist es doch dann, fortschrittlich zu sein. Sie wissen ja schon: „Die Umschau“ ist die illustrierte Wochenschrift deutscher Zunge über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik. Sie ermöglicht Ihnen erst die Umschau, so daß Sie ständig auf dem Laufenden sind über alle Vorgänge auf den Wissensgebieten, die Ihnen nicht beruflich nahe kommen. Gewiß, die Tagespresse, die Fachzeitschriften geben Ihnen davon auch kleine Ausschnitte, aber eine Umschau ist keine. Sonst würden nicht wöchentlich zehntausende begeisterte Leser denken, es geht nichts über „Die Umschau“.

Dieses Urteil müssen Sie sich auch aneignen, unbeeinflusst, auf Grund Ihrer eigenen freien Meinung. Deshalb schreiben Sie sofort um die Probenummer 22 an den Verlag der Umschau, Frankfurt-M., Niddastr. 81/83.

Neuerscheinung!

Dr. A. Mithregler

## Die liebe Krankheit

Gebunden 6.50 Mark

Der Verfasser schildert auf Grund einer fast beispiellosen Beobachtungsgabe einzelne Fälle aus seiner Praxis. Mit feinem Verständnis weiß er die tieferen Ursachen vieler Leiden zu erklären und zu zeigen, wie man sie auf Grund dieser Erkenntnis heilen kann. Wer an dem Geschick seiner Mitmenschen nicht teilnahmslos vorübergeht, wird das rechte Verständnis für dieses Werk haben und fühlen, daß hier ein außergewöhnliches Talent am Werke ist. Die Sprache ist ausgezeichnet, einfach und leicht flüssig, sodaß es einen Genuß bedeutet, das Buch des bekannten Psychoanalytikers zu lesen und wieder zur Hand zu nehmen.

Dr. G. Jenner.

Verlag Dr. Madaus & Co.,  
Radeburg (Bezirk Dresden)

Zur Frage des gewollten Kindes:

## Ei und Geschlecht

Ein kritisch-statistischer Beitrag zur Lösung des Problems der willkürlichen Geschlechtsbestimmung beim Menschen.

Von

Studienrat Joh. Brodau

Preis: brosch. M. 3.50

Halbleinen geb. M. 4.—

Großoktav mit 11 farbigen Tafeln

Das Buch schließt mit der Feststellung, daß eine willkürliche Geschlechtsbestimmung beim Menschen dann möglich sein muß, wenn es gelingt, den „Ovulations-Typus“ einer Frau einwandfrei zu erkennen. Wie mitgeteilt wird, hat der Verfasser mit seinen Ableitungen in Kreisen von Sachleuten, Ärzten und Biologen, recht freundliche Aufnahme gefunden. Wir möchten dem Buche weiteste Verbreitung wünschen, damit die bestehenden Ableitungen des Verfassers in den Familien auf ihre Zuverlässigkeit nachgeprüft werden können, denn es besteht wohl kein Zweifel darüber, daß eine Klärung der heikeln Frage nicht aus klinischen Protokollen, sondern nur auf dem Wege systematischer Familienforschung kommen kann.

Verlag Richard A. Giesecke,  
Dresden-V. 24.

Druck von G. Reichardt, Grotzsch (Bez. Leipzig).